Zeitschrift: Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

Band: 7 (1950)

Heft: 4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen

Wegen Platzmangels können die Besprechungen zur lateinischen Philologie erst im Laufe des Jahres 1951 veröffentlicht werden. Aus dem gleichen Grunde sieht sich die Redaktion gezwungen, in Zukunft den Umfang der Rezensionen zu beschränken, weil es nur so möglich ist, den Leser über die wichtigsten Neuerscheinungen rasch und vollständig zu unterrichten.

Karl Schefold: **Orient, Hellas und Rom in der archäologischen Forschung seit 1939.** Wiss. Forsch.-Berichte Bd. 15. A. Francke Verlag, Bern 1949. 248 S., 32 Abbildungen auf 8 Tafeln. Fr. 18.80.

Das Buch Karl Schefolds ist eine der wirklich erfreulichen Neuerscheinungen des vergangenen Jahres auf archäologischem Gebiet und vermag den verschiedenartigsten Ansprüchen Genüge zu leisten. Es soll keine vollständige Bibliographie sein, deren in den letzten Jahren eine ganze Reihe herausgekommen ist, sondern will den Zugang öffnen zu den Schätzen der abendländischen Vergangenheit und einen Überblick geben über die großen Kulturen der Antike und ihre wechselnden Beziehungen. Berücksichtigt werden vor allem der neueste Stand der Forschung und die Probleme, welche die heutige Wissenschaft sich stellt. Die Einleitung gibt eine knappe, vortreffliche Darstellung der Entwicklung der Archäologie seit Joachim Winckelmann. Ein erstes Kapitel behandelt die Grundlagen der antiken Welt; klar wird der Beitrag des alten Orients, Ägyptens, Kretas und des Nordens an die griechische Kultur herausgearbeitet, jedoch immer wieder auf deren Eigengesetzlichkeit hingewiesen und darauf, wie sie sich das Fremde, wo sie es brauchte, anverwandelt hat. Den größten Raum des Buches nimmt Griechenland in Anspruch; seine 100 im Vergleich zu den 53 Rom gewidmeten Seiten geben ein Bild von der gewaltigen Grabungstätigkeit vieler Nationen sowie von der intensiven Beschäftigung der modernen Wissenschaft mit dem griechischen Teil der Antike. Das letzte Kapitel befaßt sich mit den Rand- und Einflußgebieten der griechisch-römischen Welt.

Jeder Unterabschnitt über Ausgrabungen, Architektur, Plastik, Malerei usw. wird durch eine kurze Allgemeinbetrachtung eingeleitet, oft verbunden mit ausführlicher Stellungnahme des Verfassers, dessen große Kenntnis der Literatur, besonders auch der jetzt so bedeutenden angelsächsischen, Bewunderung erweckt. Das Buch bedeutet so weit mehr als ein bloßes Nachschlagewerk, es ist eine lebendig und mit warmer Begeisterung geschriebene Kunstgeschichte des Altertums, dem Forscher Hilfsmittel, dem Studenten Einführung in die Archäologie der alten Welt. Ines Jucker.

Fritz Taeger: **Die Kultur der Antike.** Hermann Schaffstein Verlag, Köln 1949. 156 S.

Der Marburger Althistoriker, der in den letzten Jahren bereits zweimal mit einer Gesamtdarstellung der Geschichte des Altertums hevorgetreten ist (*Das Altertum*, 2 Bde. Kohlhammer, Stuttgart 1939, und *Grundzüge der alten Geschichte*, Kompaß-Verlag, Oberursel 1948, 118 S., eine ganz knappe Übersicht in Stichworten und mit Nennung der Hauptliteratur für den Schulunterricht), legt in einem äußerlich kleinen, aber inhaltsschweren Bändchen eine neue Gesamtschau des Altertums vor, die allen, die sich um das Verständnis des Altertums bemühen, nur sehr zur genußreichen und belehrenden Lektüre empfohlen werden kann. Das Büchlein wendet sich vor allem an weitere Kreise, was am stärksten in den kurzen Fußnoten zum Ausdruck kommt, die Namen, Erscheinungen und Begriffe kurz erläutern, die jedem, der etwas vom Altertum weiß, bekannt und geläufig sind, hat aber trotzdem auch dem Fachmann in der großzügigen Deutung des antiken Geschehens Wesentliches zu sagen. Natürlich kann auf 156 Seiten Kleinoktav keine Schilderung antiken Lebens gegeben werden. Der Zweck des Buches ist, die großen, entscheidenden Züge und Entwicklungen im geschichtlichen und kulturellen Ablauf der antiken Welt klar herauszuarbeiten, und das gelingt ihm ausgezeichnet. Eine erste kurze Abteilung «Vielfalt und Einheit» skizziert die geographischen Bedingungen des Mittelmeerraums, der als Raum der Mitte in jeder Hinsicht mit steter gebender und nehmender Verbindung zu den großen kontinentalen Räumen im Norden und Osten und der anregenden Vielfalt seiner Lebensräume und Lebensbedingungen prädestiniert war, in ihrer unablässigen gegenseitigen Auseinandersetzung Ursprungsland der menschlichen Hochkulturen zu werden, und bestimmt

kurz den Anteil der wichtigsten Völkergruppen an dieser Herausbildung der Hochkulturen. Der Hauptabschnitt, «Der geschichtliche Ablauf», umreißt in großen Linien den Gang der kulturellen Entwicklung des Altertums und deutet ihn aus den großen geistigen Kräften und Strömungen. Dieser Ablauf stellt sich dar wie ein großer Bogen, der am Ende wieder in die Lage des Ausgangs zurückkehrt. Am Anfang stehen im alten Orient und im vorklassischen Griechenland die «archaischen» Kulturen, in denen das menschliche Leben durch allgemeingültige Traditionen und Bindungen bestimmt wurde, die vor allem religiöser Natur waren. Diesen festgefügten Bindungen entsprach der festgefügte soziale Aufbau nach bestimmten Gesellschaftsklassen, die Organisierung dieser Gesellschaft in einem mehr oder weniger absoluten Herrschaftsstaat, ein Wirtschaftsleben auf der Stufe der Naturalwirtschaft und eine in ebenfalls festgefügten Normen lebende «vorstellige» Kunst. Alle diese Bindungen wurden im klassischen Griechentum gesprengt, das den Menschen selber und den Menschengeist zum Maß aller Dinge machte und das eigene und das allgemeine Leben nach eigener, rationaler Erkenntnis gestaltete, die selber die nunmehr gültigen Gesetze aufstellte. Dem neuen, freien, autonomen klassischen Menschentum entspricht die Organisierung der menschlichen Gemeinschaften in dem sich selber regierenden griechischen Bürgerstaat, die Intensivierung und Bereicherung des Wirtschaftslebens in der Geldwirtschaft, die selbst erarbeitete neue rationale Schau der Welt in Wissenschaft und Philosophie und die einzigartige Hochblüte der neuen darstellenden klassischen Kunst. Diese Zeit der antiken Kultur in ihrem eigentlichen Sinn umfaßt die Jahrhunderte des klassischen Griechentums, den Hellenismus und die ersten zwei Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit. Im dritten Jahrhundert n. Chr. kehrt die antike Welt zum Ausgang zurück zu neuen «gebundenen Formen». Es ist erstaunlich, wie sehr vorklassische Zeit und Spätantike in vielen Bereichen sich ähneln. Wieder bestimmt religiöses, dogmatisch gebundenes Denken das menschliche Leben und gibt ihm von außen auferlegte feste Maßstäbe alles Denkens und Handelns, wieder verfestigt sich die menschliche Gesellschaft in kastenartiger Erstarrung, zusammengefaßt in einem absolut regierten Staat, wieder kehrt die Wirtschaft großenteils zu naturalwirtschaftlichen Formen zurück und die Kunst zur «vorstelligen» Kunst, die mit festen Symbolen und Formeln arbeitet. Alle diese gleichen Erscheinungen der verschiedenen Seiten menschlichen Lebens sind am Anfang und am Ende in gleicher Weise miteinander verbunden. Die Erklärung für die Rückkehr der Antike zu ihrem archaischen Anfang liegt nach Taeger einmal darin, daß es der griechischen Geisteshaltung doch nicht gelungen war, die Menschenmassen und Riesenräume des Orients wirklich zu erfassen und zu durchdringen, der stets in den alten Denk- und Lebensformen verhaftet blieb und dann in dem Siegeszug seiner verschiedenen, sich aber alle gleichermaßen an den Einzelnen persönlich wendenden Erlösungsreligionen auch den Westen erobern konnte. Und daß dies geschehen konnte, war bedingt dadurch, daß mit dem Entstehen der hellenistischen Großstaaten und des römischen Weltreichs die unmittelbare Beziehung des einzelnen zur Gesamtheit des menschlichen Lebens in der Gemeinschaft des sich selbst bestimmenden Polisstaats wieder verloren ging und staatliches und individuelles Leben sich wieder trennten. Aber andererseits war nur mit dieser Rückkehr zu archaischen Formen die Möglichkeit gegeben, daß antike Kultur weitgehend von der noch in gleichen Formen lebenden Umwelt aufgenommen werden und damit auch Grundlage der mittelalterlichen und modernen Welt werden konnte. Eine ganz kurze Zeittafel, ein kurzes Literaturverzeichnis und ein paar allgemein orientierende Kartenskizzen sind dem auch äußerlich gut ausgestatteten Büchlein beigegeben. Ernst Meyer.

Fritz Taeger: **Das Altertum, Geschichte und Gestalt der Mittelmeerwelt.** 4. Auflage. Europa-Verlag, Zürich/Wien 1950. 980 S.

Der Begriff Altertum umfaßt heute nicht mehr bloß Hellas und Rom, sondern zugleich den ganzen vorderen Orient, dessen Kenntnis durch die Grabungen der letzten Jahrzehnte zeitlich und räumlich gewaltig erweitert worden ist. Das Werk von Taeger, dessen vorliegende vierte Auflage vor allem die Geschichte des Orients und der römischen Kaiserzeit in umgearbeiteter Form bringt, wird dieser universalen Wortbedeutung schon durch den Untertitel gerecht. Dies hindert den Verfasser aber nicht, dennoch getreu humanistischer Überlieferung das fünfte vorchristliche Jahrhundert der griechischen Geschichte als Höhepunkt herauszuheben. Seine alle Gebiete der Kultur umfassende Darstellung wird hier am persönlichsten und wärmsten, dagegen hat man den Eindruck, daß er den staatsrechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Problemen, welche die Erforschung der Spätantike heute vorwärtstreiben, weniger nahe steht. Der gebildete Laie, für welchen das Buch vor allem geschrieben ist, wird darin überall Belehrung finden und durch die bibliographischen Listen zu weiterer Lektüre angeregt werden. Der Fachvertreter dagegen bedauert das – durch finanzielle Rücksichten begreifliche – Fehlen aller Einzelnachweise. F. Wehrli.

A. J. Festugière: **L'enfant d'Agrigente** suivi de **Le Grec et la nature.** Les îles d'or, librairie Plon. Paris 1950. XI + 187 S.

Die hier anzuzeigende Sammlung von Studien und Essais ist unter dem Titel *L'enfant d'Agrigente* erstmals 1941 erschienen und liegt nun, vermehrt um einen Aufsatz über die Griechen und die Natur, in zweiter Auflage vor. Den ursprünglichen Titel erläutert eine eingangs erzählte Begegnung des Autors, in welcher für ihn, den katholischen Priester, die Beziehung von Antike und Christentum symbolischen Ausdruck gefunden hat.

Diese Beziehung oder die Frage nach der heutigen Aktualität des Griechentums bestimmt denn auch, teils ausdrücklich und teils stillschweigend, die Thematik der einzelnen Aufsätze; in allen finden Gedankenreichtum und Gelehrsamkeit des Autors den gleich fesselnden und mühelosen Ausdruck. Eigentliche Gegenüberstellungen sind die Studien *Saint Paul à Athènes, Le sage et le saint, Mystique payenne et charité* und *Ascèse et contemplation.* Mehr die Form einer historischen Würdigung hat der Aufsatz *La religion d'Euripide,* der stillschweigend die einseitige Vorstellung von Euripides dem Sophistenschüler korrigiert, ebenso diejenigen über *Chansons Grecques* und *Fêtes agricoles de Rome.* Über die griechische Bewertung des Zukunftswissens werden im Abschnitt *Sur une épitaphe de Simonides* fruchtbare Gedanken geäußert, und der formalen Seite der antiken Dichtung ist der Essay *De la tradition des poètes Grecs* gewidmet. F. Wehrli.

Eduard Schwyzer †: **Griechische Grammatik,** auf der Grundlage von Karl Brugmanns Griechischer Grammatik. 2. Bd.: Syntax und syntaktische Stilistik. Vervollständigt und herausgegeben von Albert Debrunner. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1950. XXIII + 714 S.

Als Eduard Schwyzer am 3. Mai 1943 in Berlin starb, lag zwar das Manuskript des 2. Bandes seiner Grammatik, deren 1. Band 1934/39 erschienen war, schon fast fertig vor; ob aber eine Vollendung des Werkes noch möglich sein würde, war bei der damals und in den nächsten Jahren herrschenden Unsicherheit höchst fraglich. Um so größer ist daher sowohl bei den Altphilologen als auch bei den Linguisten die Freude darüber, daß jetzt dieser 2. Band wirklich vorliegt. Was noch fehlt, sind die verschiedenen Indices zu den beiden Bänden, welche bald, zu einem besondern Bande vereinigt, herauskommen sollen. Daß es nun so weit ist, dafür müssen wir in erster Linie Prof. A. Debrunner, der in entsagungsvoller Arbeit das Werk auf Grund vorhandener Notizen vervollständigt und herausgegeben hat, dann der Witwe des Verstorbenen und seinem Sohne, H. R. Schwyzer, aber auch dem Verlag sehr danken.

Es kann sich natürlich hier nicht darum handeln, diesen an Umfang dem 1. nahekommenden 2. Band auch nur einigermaßen einläßlich zu besprechen. Der Sinn dieser Zeilen ist vielmehr bloß der, auf das Erscheinen des lang erwarteten Werkes aufmerksam zu machen. Wie im 1. Band findet man auch hier eine große Stoff-Fülle verarbeitet, die mit reichhaltigen Beispielsammlungen und erschöpfenden Literaturangaben versehen ist. In der bekannten abgewogen klugen Art Schwyzers werden hier die Probleme besprochen und oft durch Hinweise auf wenig bekannte Parallelerscheinungen anderer Sprachen ergänzt. Die meisten Benutzer werden sicher dankbar sein, wenn hier – im Gegensatz zum 1. Band – die herkömmliche Reihenfolge und Einteilung gewahrt ist, was das Aufsuchen einzelner Erscheinungen wesentlich erleichtert. Einem sehr großen analytischen Teil (Bedeutung und Funktion der Wortarten und Wortformen) folgt ein wesentlich kürzerer synthetischer Teil (Wortgruppen- und Satzlehre). Durch eine ganz knappe syntaktische Stilistik wird dieser 2. Band abgeschlossen. Hoffen wir nun, daß der Verlag das Versprechen einlösen kann, in Bälde auch den Indexband erscheinen zu lassen, der erst die volle Ausnützung des Stoffreichtums der beiden Textbände ermöglichen wird. E. Risch.

Hansjakob Seiler: **Die primären griechischen Steigerungsformen.** Hamburger Arbeiten zur Altertumswissenschaft 6 (Diss. Zürich). Hansischer Gildenverlag, Hamburg 1950. IV + 134 S.

Nachdem namhafte Linguisten schon früh die mannigfaltigen Steigerungsformen der indogermanischen Sprachen mit größtem Eifer und Scharfsinn untersucht haben, ohne eine in jeder Hinsicht befriedigende Lösung aller damit zusammenhängenden Probleme finden zu können, mag man sich vielleicht zunächst wundern, daß hier in einer Zürcher Dissertation neuerdings der Versuch unternommen wird, die primären griechischen Steigerungsformen, d. h. diejenigen auf *-(ί)ων, -ιστος* genauer zu untersuchen. Doch hat sich dieses Wagnis sicher gelohnt. Denn der junge Gelehrte, dem man neben der Schule Leumanns an manchen Stellen auch den fruchtbaren Einfluß längerer Studien bei Benveniste

in Paris anzumerken glaubt, versteht es nicht nur, den indogermanisch ererbten Rahmen dieser Steigerungsformen übersichtlich darzustellen, sondern auch vorsichtig abwägend die griechische Entwicklung zu klären.

Wie schon längst bekannt, wurden im Indogermanischen solche Steigerungsformen ohne besondere Beziehung zu einem etwaigen Positiv direkt von der Wurzel abgeleitet. Schon in vorhistorischer Zeit erfolgte aber eine engere Bindung an bestimmte Adjektivtypen, vor allem an solche auf *-us* oder *-ros*, z. B. *ἡδύς ἡδίων ἥδιστος* oder *μακρός μᾶσσον μήκιστος*. Der Verfasser untersucht nun, wie dieses System immer fester und der Positiv immer mehr zum Mittelpunkt wird, wobei sich viele, im Einzelfall oft nicht mehr klar faßbare Analogieformen entwickeln und entfalten. Auch dort, wo ein Positiv fehlt, glaubt er – zuweilen vielleicht zu weit gehend – adjektivisch gebrauchte Substantive als Ausgangspunkt nachweisen zu können, z. B. *κέρδιόν ἐστιν* «es ist vorteilhafter» nach *κέρδος ἐστίν* «es ist Vorteil, d. h. vorteilhaft» (S. 84). Man ist auf den ersten Blick überrascht, wie viele von diesen vom Griechischen aus altertümlichen Steigerungsformen etymologisch dunkel sind. Aber gerade solche Ausdrücke aus der Sphäre «gut – schlecht» und «groß – klein» nützen sich in der Regel rasch ab und werden durch zunächst stärkere Wörter ersetzt. Für uns ist daher in vielen Fällen die Herkunft und der Weg dieser Neubildungen nicht mehr feststellbar. Das Verdienst des Verfassers liegt darum auch nicht etwa in neuaufgestellten Etymologien, sondern vielmehr darin, daß er die Entwicklungsmöglichkeit klar herausarbeitet, das Sichere vom Vermuteten scheidet und die einzelnen Deutungen sorgfältig gegeneinander abwägt. Sehr nützlich ist auch, daß er seine Darstellung durch zahlreiche übersichtliche Tabellen ergänzt. E. Risch.

Reinhold Strömberg: **Greek Prefix Studies on the use of adjective particles.** Acta Universitatis Gotoburgensis 1946/3. Wettergreen & Kerbers Förlag, Göteborg 1946. 204 S.

In dieser Schrift werden vor allem die adjektivischen Komposita untersucht, welche mit *ἀπο-*, *ἐκ-*, *ἐπι-* oder *ἐν-* zusammengesetzt sind. Dabei gilt das Hauptinteresse denjenigen Bildungen, deren Hinterglied für sich allein schon ein Adjektiv ist, z. B. *ἐξέρυθρος* «rötlich», also jenen Komposita, welche wir gewöhnlich als determinativ bezeichnen. Dieser Typus ist sicher ziemlich jung und hat sich aus anderen, älteren Kompositionstypen entwickelt, teils aus verbalen Zusammensetzungen wie *ἀπελεύθερος* aus *ἀπελευθερόω* (S. 39), teils aus Possessivkomposita wie *ἐπίλευκος* «weißlich» nach *ἐπίχρυσος* «Gold auf sich habend, vergoldet» (S. 104ff., vgl. auch H. Forster, *Zur Geschichte der griechischen Komposita vom Typus ἐπίχρυσος*, Diss. Zürich 1950), teils sind es Hypostasen wie nachhom. *ἐνδέξιος* aus hom. Adverb *ἐνδέξια*, d. h. *ἐν δεξιά* «nach rechts» (S. 118). An eine weitere Möglichkeit, daß nämlich die Präposition (Adverb) erst nachträglich zum folgenden Nomen gezogen werden konnte, denkt der Verfasser leider nur ganz selten. So ist z. B. *ἀντάξιος*, das er S. 19 als Hypostase von *ἀντ' ἀξίας* zu erklären versucht, in Wendungen wie *πολλῶν ἀντάξιος ἄλλων* Λ 514, ursprünglich *πολλῶν ἄντ' ἄξιος ἄλλων* (vgl. Ξ 471f.) entstanden. Bei all diesen Komposita verblaßt mit der Zeit die alte lokale Bedeutung der Präposition: Oft ist sie nur noch schwächend, z. B. *ἐπίλευκος*, *ἐξέρυθρος*, zuweilen negierend, z. B. *ἀφόμοιος* oder dann verstärkend, z. B. *ἀπόσκληρος*. Diese Entwicklung ist in andern Fällen wie *περί-(θερμος)* «sehr (warm)» oder *ὑπο-(πόλιος)* «etwas (grau)» schon früher beobachtet und eingehend diskutiert worden. Das Verdienst des Verfassers ist nun, daß er sie jetzt auch bei den genannten Präpositionen untersucht und beschrieben hat, wofür wir ihm sicher dankbar sein dürfen, wenn wir auch sagen müssen, daß ohne Zweifel vieles noch deutlicher gefaßt und klarer formuliert werden könnte und daß manche Einzelfälle nicht sehr befriedigend gedeutet werden. Ein richtiger Fehler ist es aber z. B., wenn S. 100 *ἐπι-* in *ἐπιστράτηγος*, Titel eines hohen ptolemäischen Beamten, als «vize-» und nicht als «ober-» (wie unser *Oberleutnant*) erklärt wird, vgl. IF 59, 252. Für solche und ähnliche Nachteile werden wir allerdings in einem gewissen Sinn durch die saubere und übersichtliche drucktechnische Ausführung dieses Buches entschädigt. E. Risch.

Manu Leumann: **Homerische Wörter.** Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft. Tome 3. Edit. Friedr. Reinhardt, Bâle 1950. XII + 360 p.

Les anomalies lexicales de la langue homérique, qu'il s'agisse de formations insolites ou de mots dont la signification est imprécise, obscure ou polyvalente, n'ont été jusqu'à présent jamais étudiées d'une manière synthétique, bien que, en commençant par les exégètes anciens, des générations de philologues se soient efforcés d'expliquer ces anomalies ou de les éliminer par des conjectures plus ou moins heureuses. Ces conjectures, dispersées dans les articles spéciaux ou dans des lexiques homériques, demeuraient isolées et ne servaient pas à l'éclaircissement d'autres cas semblables. Le travail imposant du professeur Manu Leu-

mann est le premier à aborder le problème de ces mots dans son ensemble; et l'on peut constater d'emblée l'avantage de la confrontation des formes et des mots difficiles pour l'explication des cas jusqu'à présent insolubles. Tout en s'attaquant surtout à des exemples pour lesquels une interprétation plausible n'a pas encore été trouvée, l'auteur n'hésite pas à reprendre des cas déjà résolus; il en tire des suggestions utiles pour des cas analogues et il y trouve la confirmation de sa méthode.

L'exposé de M. Leumann débute par l'examen de la jonction discutable des mots et des morphèmes: consonnes pseudoprothétiques, adjonction ou perte de voyelle initiale, hésitation entre augment, redoublement ou préverbe, mots composés se prêtant à une analyse ambiguë (tel cas caractéristique de *τριχάικες* dont la traduction, héritée d'Hésiode, «répartis en trois tribus» repose sur une analyse insoutenable *τριχα -ῖκες* et pour lequel M. Leumann propose la traduction «secouants les cheveux» = *τριχ -ᾱῖκες*), soudures fausses des préverbes, mots composés avec *παν* et, finalement, des anomalies formelles dérivées d'une fausse décomposition (tel *ὠφελέω* qui doit l'omega initial à l'allongement dans les composés *οἰκωφελής, δημωφελής,* etc., ou le néologisme *ἀταλός* provenant d'une fausse décomposition de *ἀ-ταλάφρων*). Sont étudiés ensuite des néologismes provoqués par une fausse interprétation des formes casuelles ambiguës ou des formations insolites dérivant des contaminations et introduites pour des besoins métriques. Un chapitre spécial est consacré à l'origine de nouvelles significations des anciens mots provenant visiblement d'une interprétation inexacte des formules poétiques dans lesquelles ces mots se trouvent.

C'est surtout dans ce dernier chapitre que la nouvelle méthode de M. Leumann fait ses preuves. Car, plus encore qu'à la confrontation entre eux des cas obscurs, la réussite des investigations de l'auteur est due à sa manière d'étudier l'histoire des mots homériques. La langue d'Iliade et d'Odyssée est une langue poétique, artificielle, et qui ne se plie pas aux mêmes lois et critères qu'une langue parlée. Les poètes se permettent des libertés vis-à-vis de la grammaire et de la sémantique, soit pour obtenir l'effet artistique d'imprévu, soit pour maintenir par des mots insolites le climat de la haute poésie. Mais, tout indépendantes que soient ces licences des lois phonétiques et morphologiques, elles ne sont pas entièrement arbitraires; elles s'appuient sur une tradition littéraire, sur des formules consacrées par l'usage, surtout lorsque ces formules sont fixées par les cadres rigides de l'hexamètre. Le caractère artificiel du texte homérique a déjà été souligné par P. Kretschmer (IF Anz. 1 [1892] 25ss.) et mis en valeur, pour l'explication des anomalies phonétiques et flexionnelles de ce texte, dans le livre connu de K. Meister *Die homerische Kunstsprache* (Leipzig 1921). M. Leumann est pourtant le premier savant qui, en partant du même principe, ait élaboré la méthode d'analyse des bizarreries du *lexique* homérique.

Contrairement à l'opinion répandue, ces anomalies sont bien moins des archaïsmes que des néologismes maladroits. Ce phénomène est facilement observable dans la poésie alexandrine et postérieure dont les «licences» lexicales proviennent, dans la plupart des cas, de la fausse interprétation d'un cliché homérique par les poètes qui l'imitent. Le cas extrême d'un tel malentendu présente l'emploi par Lykophron *Al.* 943 et par Euphorion 136 du mot *πόποι* avec la signification «dieux», signification déduite de l'interjection *ὦ πόποι* comprise comme un vocatif. Or, selon M. Leumann les bizarreries du lexique homérique auraient une source analogue: imitation des formules poétiques ambiguës, antérieures à Homère et mal comprises.

On ne saurait nier qu'avec cette méthode on obtient une explication satisfaisante de la plupart des cas discutés. Un exemple typique illustrera la méthode de M. Leumann. Le mot *κύμβαχος* possède, d'après le contexte homérique, deux significations bien disparates: soit l'adj. «penché, la tête en avant», soit le subst. désignant la «pointe du casque». On a trouvé des étymologies plausibles mais distinctes pour les deux acceptions, ce qui ne résoud pas le problème. Or, le mot en question apparaît dans le texte homérique presque toujours dans une même situation: un guerrier est frappé à la tête et tombe, tête en avant, sur le sable, ou bien le panache est arraché de la pointe de son casque et projeté par terre. Selon M. Leumann il existerait dans la poésie préhomérique une formule ambiguë décrivant une situation semblable et dans laquelle *κύμβαχος* pouvait être interpreté de deux façons. Une des interprétations est nécessairement fausse mais, même si nous connaissions le modèle de l'imitateur homérique, nous ne saurions pas décider laquelle des interprétations est correcte et fournit l'acception primitive du mot *κύμβαχος*. Pour Homère, les deux significations sont valables au même titre, bien que l'une d'elles soit due à un malentendu. Ainsi on n'obtient pas la signification originale de *κύμβαχος*, mais le raisonnement de M. Leumann nous prouve que ce serait impossible et nous explique l'origine de la polyvalence sémantique de ce mot dans le texte homérique.

Plus encore. Un même poète ne saurait interpréter le même cliché de deux manières di-

vergentes; les vers avec *κύμβαχος* = «tête en avant» auraient donc été composés par un autre poète que les vers contenants *κύμβαχος* = «pointe de casque». Ici se pose le problème séculaire de l'auteur d'Iliade et d'Odyssée. La méthode de M. Leumann nous amène nécessairement à l'hypothèse de plusieurs auteurs. Il existe des cas encore plus nets qui nous obligent à admettre l'influence exercée par un auteur homérique sur un autre. Telle forme difficilement expliquable du masc. *ὁ ἀγγελίης* «messager» dans *Λ* 139/140: *Μενέλαον ... ἀγγελίην ἐλθόντα σὺν ... Ὀδυσῆι* ne serait d'après M. Leumann qu'une imitation maladroite de la phrase *Γ* 205/206: *ἦλυθε ... Ὀδυσσεύς (σεῦ ἕνεκ') ἀγγελίης σὺν Μενελάῳ*. Cette dernière phrase ne présente aucune anomalie; elle signifie: «Ulysse vint avec Ménélas à cause d'un message te concernant ...» et *ἀγγελίης* est à interpréter comme le génitif du subst. fém. signifiant «message». Mais cette forme casuelle ambiguë pouvait être considérée comme un nominatif masc. et suggérer une traduction incorrecte: «Ulysse vint en tant que messager ...» L'auteur du *Λ* 139/140 a dû connaître déjà *Γ* 205/206, a mal compris la phrase et, en l'imitant, a introduit le néologisme *ὁ ἀγγελίης*.

Il n'est guère possible de passer en revue tous les détails de cet ouvrage très fourni. Les exemples cités donnent une idée suffisante de la méthode. Il va sans dire que dans certaines cas, et sans la faute de l'auteur, les résultats obtenus sont moins nets; pour certains autres M.Leumann renonce lui-même à une solution. Néanmoins, cet ouvrage constitue, dans son ensemble, un enrichissement remarquable de l'étude non seulement du lexique homérique mais du langage poétique grec en général (à signaler également une explication très intéressante de la formation du mot courant *ἡ δόξα*, p. 176). Cette étude est accompagnée de chapitres importants sur les «mots poétiques» en général et sur l'histoire des mots homériques en dehors de la poésie.

La portée du travail de M. Leumann ne se limite pas au problème spécial des mots et formes obscurs dans Homère. Sans parler de l'importance déjà mentionnée qu'il a pour la discussion sur l'auteur des épopées homériques, il peut servir de modèle à l'analyse lexicale des autres monuments littéraires, tel le *Rigveda*, qui se situent à l'origine d'une langue littéraire pour la simple raison que nous ne connaissions pas les textes plus anciens, mais dont le raffinement stylistique présuppose l'existence d'une longue tradition poétique antérieure.

Constantin Regamey.

Pierre Amandry: **La mantique Apollinienne à Delphes.** Essai sur le fonctionnement de l'oracle. Verlag Boccard, Paris 1950. 290 S.

Das Buch diskutiert auf Grund eines reichen literarischen und archäologischen Materials die wichtigsten kultischen Probleme, welche Delphi stellt, vor allem Geschichte und Form der Orakelerteilung sowie die Rolle, welche andere Götter, insbesondere Dionysos, neben Apoll spielen. Die wissenschaftliche Literatur wird reichlich diskutiert, dagegen ist das eigene Urteil des Autors äußerst behutsam. Nicht wegen neuer Ergebnisse, aber durch ihre Auskunft über den Stand der Forschung leistet die Studie nützliche Dienste.

F. Wehrli.

Bengt Hemberg: **Die Kabiren.** Verlag Almquist & Wiksells, Uppsala 1950. 420 S.

Dieses Buch vereinigt die literarischen und archäologischen Belege, nach Abschnitten getrennt, für die Verbreitung der großen Götter, Kabiren und samothrakischen Götter, wobei die Ausgrabungsergebnisse besonders von Samothrake ausführlich besprochen werden. Für die Deutung der so schwer faßbaren Gottheiten erweist sich die Methode als fruchtbar, diese in den großen Zusammenhang von Göttergruppen wie Anakes, Kureten, Daktylen, Telchinen, Dioskuren usw., zu stellen. Ihre Wesenszüge und die Verbreitung des Kultes, die durch Karten veranschaulicht wird, sprechen für vorgriechischen Ursprung. Das reiche Material wird durch ausgiebige Indices und Literaturverzeichnisse einer bequemen Benützung erschlossen.

F. Wehrli.

Johannes Irmscher: **Götterzorn bei Homer.** Verlag Harrassowitz, Leipzig 1950. 90 S.

Die Schrift, umgearbeitete Form einer Berliner Dissertation, ist durch W. Schadewaldt angeregt worden. Am Beispiel des Götterzorns führt sie den Wandel religiöser Vorstellungen in der epischen Zeit vor und leitet daraus vor allem für die Odyssee Kriterien der Entstehungsgeschichte ab. Die Götter des Iliasdichters zeigen sich ihr beherrscht von Leidenschaften, aber in ihrer Größe erhaben über die Menschen – dies im Gegensatz zur Denkweise einer noch nicht vergessenen Vorzeit, die sie auf gleichem Fuße mit den Menschen verkehren ließ. Der Odysseedichter reißt die Kluft zwischen Sterblichen und Unsterblichen noch weiter auf und unterstellt das menschliche Leben seinen eigenen Gesetzen. Die Verfolgung des Odysseus durch Poseidon und Helios ist für die ursprüngliche Erzählung von

geringerer Bedeutung als das Eingreifen der Götter in der Ilias. Der theologisch interessierte Redaktor versucht dann, allerdings mit unvollständigem Erfolg, die Götter zu sittlichen Mächten zu erheben und das menschliche Schicksal als Folge ihrer Belohnung und Bestrafung zu verstehen. F. Wehrli.

Charles Seltman: **Masterpieces of Greek Coinage.** Essay and Commentary by Charles Seltman. Verlag Bruno Cassirer, Oxford 1949. 178 S. mit etwa 200 Abb. 21 s. Net.

Ein echter Seltman! Man kennt den Verfasser besonders von seinem grundlegenden Buch *Athens. Its History and Coinage before the Persian Invasion* (Cambridge 1924). – Voll Ideen, immer anregend, oft zum Widerspruch herausfordernd, originell und scharf charakterisierend. Sorgsame Analyse des Stils, wie sie H. Cahn für die Münzprägung von Naxos und J. Liegle für Euainetos vorbildlich durchgeführt haben[1], wäre für diese Thesen der rechte Prüfstein gewesen, fehlt aber leider: Die ältesten attischen Athenamünzen seien von Peisistratos geprägt worden – während H. Cahn bewiesen hat, daß sie solonisch sind[2] –, das herrliche Tetradrachmon aus der Zeit des Peisistratos Abb. 6a sei ionisch, während es doch von der kraftvoll kubischen Art des Rampinmeisters beeinflußt ist; die frühklassischen Münzen von Ainos und Siphnos, Abb. 12a, 13a, seien attisch, während sie doch die weichere Struktur inselionischer Reliefs haben. Gewiß hat die attische Münzprägung seit Solon stark hinausgewirkt; Cahn hat a. O. gezeigt, daß seit den ältesten Münzen von Naxos der attische Typus mit dem Kopf der Göttin auf der einen Seite und mit einem Wappen auf der andern immer allgemeiner übernommen wurde. Aber in der Zeit der Münzen von Antiphellos, Abb. 14a b, bezeugt dies keinen direkten attischen Einfluß mehr; das Ionische ihres Stils ist unverkennbar. So wären auch sonst die Besonderheiten des Stils der verschiedenen Landschaften mehr herauszuarbeiten[3]. Auch wenn Künstler von Athen in andere Orte auswanderten, paßten sie sich den lokalen Überlieferungen an. Seltman neigt hier zur Vereinfachung, wie er auch sonst es sich gern etwas leicht macht, mit einem etwas burschikosen Modernisieren. So kann er den Ausdruck hocharchaischer Löwen lachend nennen (S. 26f.).

Problematisch ist auch die These, die griechischen Münzmeister seien mit den Toreuten die meistgefeierten Künstler gewesen; ein Phrygillos etwa habe die Bildhauer der Nikebalustrade gelehrt. Nun sind gewiß die Toreuten, schon wegen der Kostbarkeit ihrer Werkstoffe, hoch geschätzt worden, aber Münzmeister spielen eben doch keine Rolle in der antiken Kunstgeschichte. Gewiß zeugen die Signaturen der Meister des späten fünften Jahrhunderts von hohem Selbstbewußtsein, aber es besteht kein Anlaß, sie nun gar über die Bildhauer zu stellen[4].

Das herrlich illustrierte und vorzüglich ausgestattete Werk ist trotz diesen Einwendungen nicht nur ein schöner und anregender Besitz für den Liebhaber, sondern auch der Forscher wird es nicht entbehren können. Es ist schade, daß Seltman die während der Kriegszeit erschienene oben genannte Abhandlung Liegles über Euainetos nicht zugänglich war, die in der Analyse der Münzkunst Epoche machen sollte. K. Schefold.

E. Lapalus: **Le fronton sculpté en Grèce des origines à la fin du IVe siècle.** Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome, vol. 165. Boccard, Paris 1947. 477 S., 38 Abb. und 23 Tafeln.

Der Autor, der in einem Faszikel der Delos-Publikation (*L'Agora des Italiens*) ein Beispiel eindringlicher Beobachtung und klarer Berichterstattung archäologischer Tatbestände niedergelegt hat, zeigt sich in der vorliegenden Arbeit von einer neuen Seite. Es handelte sich hier nicht darum, eine Beschreibung der griechischen Giebel zu verfassen mit allen dazugehörigen Eingriffen in die Diskussion um die Wiederherstellungsversuche, sondern um einen Überblick von kunsthistorisch-ästhetischer Warte aus. Es versteht sich von selbst, daß diesem Überblick eine kritische Würdigung des Materiales zugrunde gelegt wurde. Sie hat ihren Niederschlag nicht nur in vorsichtig abwägenden Urteilen im Text gefunden, sondern auch in einem nützlichen Anhang, in dem sämtliche Giebel nach Ort und Zeit (es fehlt eine Andeutung, daß das Athener Schatzhaus in Delphi nicht einhellig nach 490

---

[1] H. A. Cahn, *Die Münzen der sizilischen Stadt Naxos* (Basel 1944). J. Liegle, *Euainetos* (101. Berliner Winckelmannsprogramm 1941).

[2] H. A. Cahn, *Zur frühattischen Münzprägung* (Mus. Helv. 3 [1946], 133ff.).

[3] H. A. Cahn, *Griechische Münzen archaischer Zeit* (Basel 1947).

[4] Gegen die Unterschätzung der Stellung der Bildhauer im Altertum F. Dornseiff, *Der sogenannte Apollon von Olympia* (Greifswalder Beiträge, Abt. Antike, H. 9, 2. Aufl. 1948), 31f. Vgl. auch A. Boethius, *Antik konsthistoria i ny framställning*, in Konsthistorisk Tidskrift 1950, 1ff.

datiert wird) und mit reichhaltiger Bibliographie verzeichnet sind. Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die neue Rekonstruktion des Ostgiebels des Alkmäonidentempels in Delphi. Es ist klar, daß der kritische Apparat eines solchen Buches die Erwähnung auch verfehlter Ansichten verlangt, wie etwa der Rekonstruktionen des Einführungsgiebels durch Bendinelli, des äginetischen Westgiebels durch Schrader, oder des Ostgiebels von Olympia durch Dörpfeld. Sie in Abbildungen weiterzuschleppen, ist unnötig.

Die Fragestellung des Autors ist im allgemeinen so weit gefaßt, daß sie von kleineren Unsicherheiten des archäologischen Befundes unberührt bleibt. Sie erstreckt sich auf Komposition und Themen der Giebel und die für deren Ausgestaltung maßgeblichen Vorbedingungen künstlerischer, religiöser und technischer Art. Diesem zentralen Anliegen gegenüber erscheinen speziellere Fragen, wie etwa nach den Anfängen der Giebelskulptur, trotz ausführlicher Behandlung etwas weniger gewichtig. Im großen ersten Teil der Arbeit wird das reichhaltige Material vorgelegt, eingekleidet in eine Entwicklungsgeschichte der griechischen Giebelkompositionen, in der bereits die wichtigsten Punkte der nachfolgenden, knapperen und konzentrierteren Kapitel zur Sprache kommen: Fragen der Abhängigkeit der Plastik von der Architektur, das Verhältnis des Bildhauers zum zweiteiligen Rahmen mit seiner auffallenden Mittelachse, die Verwendung von Flachrelief, Hochrelief und Rundskulptur, die Betonung der Senkrechten oder der Schrägen im Giebeldreieck. Den Inhalt der Darstellungen betreffen die Fragen nach der Zusammensetzung oder der Einheitlichkeit des Themas, nach der Wahl des Themas aus der panhellenischen, nationalen oder lokalen Sphäre, nach der Ausgestaltung des Themas in dekorativer oder bildhaft-erzählerischer Weise, nach der Bedeutung der Giebelmitte als Platz des Apotropaions, der Epiphanie einer Gottheit, der Darstellung eines Heros. Eine Fülle von Ausblicken und Kombinationsmöglichkeiten öffnet sich da, und man vertraut sich ihr gerne an, weil der Verfasser von der Beobachtung der Monumente ausgeht und darauf bedacht ist, den realen Boden nicht zu verlassen

Die Antworten auf diesen ganzen Fragenkomplex bestehen nicht in weitreichenden Schlüssen – es sei denn, man zähle z. B. die Erkenntnis dazu, daß die kleinen Giebel des 6. Jahrhunderts in manchen Dingen grundsätzlich anders sind als die großen Giebel – und auch nicht in bestechend herausgearbeiteten Entwicklungsgesetzen. Der Wert der Abhandlung liegt darin, daß sie die reichhaltigen künstlerischen Aspekte der Denkmälergattung aufzeigt und daß jedes Einzelmonument mit sicherem Gefühl für die großen Zusammenhänge seine Interpretation erhält. H. Bloesch.

Werner Schmalenbach: **Griechische Vasenbilder.** Sammlung Birkhäuser Bd. 14. Basel 1948. 42 S., 158 Abb., 8⁰. Fr. 8.60.

Vf. stellt bekannte Abbildungen repräsentativer Werke der Vasenmalerei von mittelminoischer Zeit bis zum 4. Jahrhundert in guter Auswahl zusammen. Reproduktionsverfahren und Format genügen in vielen Fällen, vor allem bei Gesamtwiedergaben, nicht, um von den Originalen eine hinreichende Vorstellung zu vermitteln; besser sind im allgemeinen die Abbildungen von Details. Der einleitende Text resümiert in knapper, anregender Weise die Entwicklungsgeschichte, die Vf. vom Wandel der Gesellschaftsordnung bestimmt sieht. Dem Titel besser angemessen und wünschenswerter überhaupt erschienen uns freilich Interpretationen der einzelnen Vasenbilder. H. Jucker.

Karl Kübler: **Altattische Malerei.** Tübingen 1950. 33 S., 114 Abb. DM. 14.–.

Von der vollständigen Veröffentlichung der für die attische Geistesgeschichte so wichtigen Ausgrabungen Karl Küblers vor dem Dipylon stehen noch die Bände über die ersten großen Blütezeiten griechischer Kunst in geometrischer und hocharchaischer Zeit aus, wenn auch die vier schon erschienenen Bände der Kerameikospublikation nicht weniger als die Entstehung der griechischen Kunst geklärt haben. Der vorliegende Band gibt ausgezeichnete, meist unveröffentlichte Abbildungen der attischen Keramik vom Ende des 8. bis zum Beginn des 6. Jahrhunderts und klärt die relative Chronologie meist überzeugend; auch seine absoluten Ansätze sind oft wertvolle Korrekturen, so die Frühdatierung der Analatoshydria und ihrer Gruppe. Im späteren 7. Jahrhundert hätte ich den Unterschied des kolossalen Stils um 600 von dem des mittleren 7. Jahrhunderts schärfer herausgearbeitet (vgl. auch S. Papaspyridi-Karusu, *Epitymbion Tsuntas* [Athen 1942], S. 497); hier scheinen mir Buschors Ansätze in seinen bewundernswerten *Griechischen Vasen* (München 1940; neu aufgelegt) den Vorzug zu verdienen. Die beiden großen Amphoren in Athen, die Piräus- und die Nessosamphora scheinen mir an der Schwelle und am Beginn des kolossalen Stils zu stehen. Aber über diese Einzelfragen wird man besser urteilen können, wenn in der Gesamtpublikation die Grabfunde vollständig nacheinander vorgelegt werden und wenn Frau Papaspyridi-Karusus Veröffentlichung der Funde von Vari erschienen ist. K. Schefold.

B. Schweitzer: **Das Menschenbild der griechischen Plastik.** Potsdamer Vorträge II. Verlag E. Stichnote, Potsdam 1948. 32 S., 14 Abb.

So unentbehrlich für die archäologische Wissenschaft die tägliche Kleinarbeit an Fragmenten und Scherben ist, so notwendig ist von Zeit zu Zeit eine kurze, aber eindringliche Abklärung grundsätzlicher Fragen. Wer jemals selbst in der Lage war, über das Thema des griechischen Menschenbildes zu sprechen an Hand eines jener einfach dastehenden Jünglinge, die keine Handlung darstellen, sondern deren Wirkung nur in ihrem Sein beruht, der wird die Schwierigkeit der in der vorliegenden Schrift gemeisterten Aufgabe ermessen können. Denn es handelt sich hier um ein Erklären von Dingen, die, uns scheinbar wesensverwandt, doch unendlich ferne stehen und für die wir kaum die Begriffe, geschweige denn die Worte zur Verfügung haben. So sind denn oft mühselige Umschreibungen nötig, wo wir angesichts der zu erläuternden strahlenden Plastik ein klares Wort verwenden möchten, das uns zu leichtem Verstehen hilft.

Stufenweise führt uns Schweitzer von den leichter faßlichen Bezirken zu den schwieriger erreichbaren, von der Bestimmung als Weihgabe, als Zeugnis der Religionsausübung zum tieferen Sinn des Standbildes. Es wird gedeutet als sichtbar gewordene Wahrheit, Vollendung und Schönheit des menschlichen Körpers. Des Körpers nicht gleichsam als Abbild eines Modelles, sondern als Vorbild. Von diesem Vorbild ist alles Zufällige und Einmalige abgestreift, losgelöst von Raum und Zeit verkörpert es den Inbegriff des griechischen Daseins. Dies trifft in einem für uns Heutige schwer zu fassenden Ausmaße zu. Denn die harmonische Einheit von Körper und Geist, in der die Bewegung, die Form, die Haltung des Körpers so aussagekräftig waren wie das Wort, in der der ganze Mensch und sein Verhältnis zur Welt so gut durch ein Werk der Plastik wie durch ein Werk der Dichtkunst dargestellt werden konnten, diese Einheit ist uns längst im Lauf der Entwicklung zum Intellekt und zur Reflexion abhanden gekommen.

Diese und ähnliche, für jeden Verehrer griechischer Plastik richtungweisende Betrachtungen füllen die erste Hälfte von Schweitzers Vortrag. Die zweite Hälfte dient der näheren Erläuterung an Hand eines knapp bemessenen, allbekannten Bildmaterials, das die Entwicklung der Jünglingsstatue vom 7. bis ans Ende des 4. Jahrhunderts veranschaulicht.

H. Bloesch.

Karl Schefold: **Griechische Plastik I, Die großen Bildhauer des archaischen Athen.** Sammlung Birkhäuser Bd. 16. Basel 1949. 8⁰. 76 S., 90 Tafeln. Fr. 8.50.

Während der archäologischen Forschung, namentlich deutscher Schule, noch unlängst die Aufhellung des Verbindenden in der Kunst eines Volkes ein vordringliches Anliegen war, macht sich jetzt mehr und mehr das Bestreben geltend, aus diesem Gemeinsamen die Leistung und Eigenart der einzelnen Künstlerpersönlichkeiten herauszuarbeiten, und bereits ist es ja sogar gewagt worden, ein Buch über Pheidias den Menschen zu schreiben. Die Berechtigung aber, schon für die archaische Zeit Künstlerindividualitäten zu scheiden, ist auf dem Gebiete der Vasenmalerei vor allem dank Beazleys Arbeiten unbestreitbar. Unter viel ungünstigeren Voraussetzungen als jene Kunstgattung sie darbietet, unternahm es nun Vf. zum erstenmal, eine systematische Darstellung der archaischen attischen Plastik als Künstlergeschichte zu geben. Unsicherheiten wird man hier bei der geringen Zahl von signierten Werken von vorneherein in Kauf nehmen müssen; man tut dies um so bereitwilliger, als die Betrachtungsweise Schefolds jedenfalls dazu führt, auch bekannte Werke in neuen Zusammenhängen zu sehen und dadurch manches tiefer zu erfassen.

Folgende Meister sind in besonderen Abschnitten behandelt: der Dipylonmeister, der Meister des Kalbträgers, der Meister der Reitergruppe Payne-Rampin (Phaidimos ?), Tektaios und Angelion, Endoios, der Meister Rayet, Antenor. Die ihrer Formentwicklung innewohnende Gesetzlichkeit erkennt Vf. in einem zwischen malerischer und plastischer Haltung pendelnden Rhythmus, dessen Ausschläge er auf die Dauer von ein bis zwei Jahrzehnten glaubt festlegen zu können (22ff.).

Eine kurze Diskussion der absoluten Zeitbestimmungen Küblers (AA. 1943, 417ff.), die zugunsten derjenigen Buschors abgelehnt werden, und einige wertvolle Literaturhinweise und Anmerkungen zu den Tafeln beschließen den Textteil dieses ersten Bändchens, dessen auf vier Nummern berechnete Fortsetzungen wir mit Spannung erwarten. Wir fügen den Wunsch hinzu, daß das Werk bald in neuer, dem anspruchsvollen Gehalt besser entsprechenden Gestalt erscheinen dürfe, so daß die Abbildungen mehr als ein «pro memoria» geben und der zur Verfügung stehende Raum die jetzt noch oft etwas aphoristisch formulierten Gedanken in ausführlicher Darlegung auszubreiten gestattet. H. Jucker.

E. Langlotz: **Phidiasprobleme.** Klostermann, Frankfurt 1947. 119 S., 32 Tafeln. Brosch. DM. 9.50.

Das vorliegende, nicht besonders umfangreiche, aber inhaltlich gewichtige Werk gehört zu den Büchern, die der Gefahr ausgesetzt sind, mißverstanden zu werden, trotz dem bescheidenen und bewußt vorsichtig gefaßten Titel. Gar zu leicht läßt man sich verführen, auf der Suche nach den Resultaten der Abhandlung nur der Frage nachzugehen: Aus welchen Werken setzt sich nach der Meinung des Verfassers das Oeuvre des Phidias zusammen? Wer nur diese Frage aufwirft, wird kaum eine befriedigende Antwort finden, und wer gar versucht sein sollte, allein daraufhin einen Vergleich mit dem gleichzeitig erschienenen Phidiasbuch von E. Buschor zu ziehen (ohne sich die Schwierigkeiten der Phidiasforschung vor Augen zu halten), dürfte am Sinn solcher rein kunstgeschichtlicher Untersuchungen irre werden. So unvereinbar sind die Ansichten bester Kenner griechischer Plastik.

Aber Langlotz betont ja selbst mehrere Male, daß die bestimmte Zuschreibung des einen oder anderen Werkes an die Meisterhand des Phidias nicht das nächste Ziel sein kann, und unterstreicht gelegentlich die vorherrschende Unsicherheit aufs Eindrücklichste. So etwa, wenn die Gruppe der Südmetopen des Parthenon, an denen Phidias gearbeitet haben könnte, bei jeder Erwähnung wieder eine etwas andere Zusammensetzung hat, oder wenn es einige Mühe kostet, sich klar zu machen, welche Figuren des Ostfrieses nun eigentlich das meiste phidiasische Gut bewahren sollen.

Das Ausmaß des persönlichen Einsatzes des Phidias am Parthenon wird immer ein wichtiges Problem bleiben. Die Lektüre der entsprechenden Kapitel hinterläßt den Eindruck, Phidias habe ebensogut hie und da Hand anlegen, als auch außer der Idee und vielleicht einmal einem skizzenhaften Entwurf alles seinen Mitarbeitern überlassen können. Bei allen berechtigten Vorbehalten gegenüber einer zu großen Inanspruchnahme des Meisters für die «dekorativen» Parthenonskulpturen scheint doch die Vorsicht hier etwas weit getrieben zu sein. Einerseits galten die Parthenonskulpturen dem Bauwerk, das alle andern weithin überstrahlte, und waren gewiß des persönlichen Einsatzes wert. Auf der andern Seite ist kaum anzunehmen, daß während der Dauer der Arbeiten am Parthenon die große Schar der Mitarbeiter zu der seit jeher bewunderten Werkstatteinheit anderswo erzogen wurde als am Bau selber. Dann mußte Phidias seinen Helfern aber auch an Ort und Stelle sein Beispiel zeigen, und daß dies gleichsam nur mit dem Intellekt statt mit Meißel und Hammer geschah, ist bei einem echten Künstler nicht denkbar. Mithin muß die «Handschrift» des Meisters an den Parthenonskulpturen sichtbar sein. Die Frage ist nur, wo. Und solange wir mangels besserer Erkenntnis in dem Stadium sind, wo jeder seinen eigenen Phidias hat, wird die Antwort immer sehr verschieden ausfallen.

So sicher die Athena Parthenos und der olympische Zeus Werke des Phidias waren, so wenig wissen wir über ihren Stil. Wir besitzen keine Kopien ihrer Gesamterscheinung, sondern nur Nachbildungen, und dies von Statuen, die seit der Zeit ihrer Entstehung nicht unerhebliche Veränderungen erlitten hatten. Es war notwendig, einmal mit aller Deutlichkeit klarzustellen, wie wenig Aussagekraft diese Nachbildungen für die Kunst des Phidias haben. Ähnlich sind die Verhältnisse bei der Promachos, für deren Vorstellung wir uns wohl auf die bisher herangezogenen Monumente zu beschränken haben.

Besser steht es um unsere Kenntnis von Einzelheiten der beiden Goldelfenbeinstatuen, so der Amazonenschlacht am Parthenosschild und des Apollon-Niobiden-Frieses in Olympia. Ja es zeigt sich, daß von hier aus wesentliche Aufschlüsse über die Kunst des Phidias zu erhoffen sind. Mit ähnlicher Zuversicht als Zeugnisse persönlichen Wirkens herangezogen sind die Matteische Amazone, die man sich doch nicht so gerne als eine Art Stabhochspringerin vorstellen möchte, und die Meter vom Typus Livadhia.

Damit sind die einigermaßen sicheren Zuschreibungen genannt. Die etwas früh um 445 datierte Athena Medici gehört bereits zu den mit einem Fragezeichen versehenen Werken, die Urheberschaft der Lemnia und des Kasseler Apollon wird als wahrscheinlich, aber unbeweisbar bezeichnet, der Anakreon ist ganz ausgeschaltet. Als gesichertes Ergebnis ist festzuhalten, daß der Diadumenos Farnese nicht der Anadumenos des Phidias sein kann, sondern nur allgemein in phidiasischer Tradition entstanden ist. Dagegen wird der schöne Athletenkopf der Sammlung Leconfield in die Mitte der Diskussion gestellt. Schließlich wird die Reihe der freien Nachbildungen der Aphrodite Urania behandelt und die Frage aufgeworfen, ob uns in der bekannten, seinerzeit von Rodenwaldt publizierten Tonform einer Helmklappe ein Werk des Toreuten Phidias erhalten sei.

Das Recht, über die erfolgten Zu- und Abschreibungen zu diskutieren, liegt bei denjenigen, die sich jahre- und jahrzehntelang mit dem Phidiasproblem beschäftigt haben.

Hier sei auf die zentrale Frage hingewiesen, die im Grunde schwerer ins Gewicht fällt

und die in allen Kapiteln des vorliegenden Buches zur Sprache kommt. In einfache Worte gekleidet heißt sie: Was ist klassisch? Der Erfassung dieses Klassischen und im besonderen des Hochklassischen innerhalb einer ganzen Skala von Varianten und Nuancen klassischer Gestaltungsmöglichkeit gilt die Untersuchung. Der erste Schritt besteht in der Abgrenzung des Klassischen gegenüber den Elementen des strengen Stils sowie gegenüber den bereits am Parthenon feststellbaren Auflösungstendenzen der Folgezeit. Gelingt es uns des weiteren, in der so eng begrenzten Klassik die Kraft zu finden, die das Klassische in vollkommenster Weise, vorbildlich und richtunggebend verkörpert, dann stehen wir dem Genius des Phidias nahe. Dies ist der leitende Gedanke.

Langlotz verfügt über eine tiefgründige Betrachtungsweise, die weniger von den äußerlich festgelegten Formen ausgeht als von den dynamischen Kräften, die der Form ihren Inhalt geben. Gegenüber einer rein formalen und typologischen Beurteilung von Kunstwerken öffnet er damit einen Bereich, in dem sich Schönheit und Gesetz wechselseitig bedingen, wo die Zweckmäßigkeit einer Form, das Ausmaß der Bewegung und die Intensität des Geschehens innerhalb einer Komposition ausschlaggebend für die Beurteilung sind. Diese Betrachtungsweise zwingt zu vermehrter Aufmerksamkeit auf den Sinn der Darstellung, und wenn es sich nur um das Heben eines Armes oder den Fall eines Gewandstückes handelt. Wo der Sinn der Darstellung durch die zweckmäßigste Form und durch die angemessenste Bewegung in der notwendigen Intensität Gestalt gewonnen hat, wo sich Gesetz und Schönheit harmonisch vereinen, da ist die klassische Lösung gefunden. In vereinfachenden Worten ausgedrückt führt diese Folgerung dazu, jeweils das mit Bewegung und Spannung am meisten gesättigte Kampfbild, das mit sparsamsten Mitteln den gebändigten Kreislauf der Kräfte veranschaulichende Bild der Ruhe als klassisch zu bezeichnen.

Die Richtigkeit dieser Anschauung läßt sich wieder und wieder erproben. Und doch bleibt eine Frage zurück. Sollte es nicht möglich sein, daß wir gelegentlich vor einer Umwertung dieser Werte stehen, angesichts deren unser Begriffsystem nicht mehr ausreicht? Vor einem Bild, dessen Ruhe mit heftigster Bewegung geladen ist, oder vor einem Bilde, in dem Wucht, Taumel und alle Schrecknisse des Kampfes durch eine große Ruhe gedämpft und gebändigt erscheinen? Und das gerade deshalb besonders klassisch ist? H. Bloesch.

Heinrich Ryffel: ΜΕΤΑΒΟΛΗ ΠΟΛΙΤΕΙΩΝ, **Der Wandel der Staatsverfassungen.** Noctes Romanae, Forschungen über die Kultur der Antike 2. Edit. Paul Haupt, Berne 1949.

Les variétés innombrables de formations politiques incarnées dans les centaines de cités souveraines qui se pressaient dans l'espace géographique relativement exigu occupé par l'hellénisme classique ont fourni dès l'origine à la curiosité naturelle de l'esprit grec un champ d'activité privilégié. Poussé par des préoccupations à la fois scientifiques et pratiques dont l'association est, chez lui, caractéristique, il a été amené, en considérant cette variété infinie, à comparer les individualités politiques qui la composent, pour passer ensuite, par un mouvement naturel, à leur évaluation. Le problème de l'Etat idéal était posé. Mais, en même temps, s'en présentait un second, solidaire du précédent. Même si l'on parvient, dans la foule des états historiques, à introduire un classement par catégories générales, quel rapport ces catégories entretiennent-elles les unes avec les autres? L'observation historique décèle leur succession au cours de l'existence d'un état donné. Il se transforme, passant d'un régime social et politique à un autre régime. Ces transformations sont-elles régies par des lois internes, et y a-t-il un ordre normal de succession des régimes, par exemple de la monarchie à la démocratie par l'intermédiaire de formes appropriées telles que l'aristocratie et l'oligarchie? D'autre part de quelles causes dépend la conservation d'un régime quel qu'il soit?

C'est à l'exposé des théories élaborées en Grèce pour expliquer ce que l'on pourrait appeler le transformisme politique (*μεταβολὴ πολιτειῶν*) qu'est consacré le présent ouvrage. Il laisse délibérément de côté la réalité historique sauf dans la mesure où elle sert à expliquer l'origine ou les nuances propres d'une théorie.

Avec une grande pénétration, jointe à une connaissance approfondie des sources originales aussi bien que de la littérature érudite moderne touchant au sujet traité, l'auteur expose les vues émises en Grèce sur les questions précitées depuis Solon jusqu'à Polybe en passant naturellement par Platon et Aristote. Il montre comment les doctrines successives, plus ou moins systématisées selon les cas, se conditionnent les unes les autres aussi bien par la contradiction qu'elles provoquent que par l'approbation qui leur est témoignée. Au long de cette analyse la contribution apportée sur tel ou tel point de la théorie par un Damon, un Hippodamos de Milet, un Anonymus Iamblichi se précise et s'éclaire à souhait. On voit aussi se constituer certains lieux communs et schémas de pensée: dépravation quasi fatale

de la monarchie en tyrannie, relation entre la grandeur d'un état et sa constitution (au sens le plus large), dégradation des états par la détérioration morale des dirigeants etc., schémas dont on trouve ensuite la trace chez les historiens et les orateurs qui les utilisent en les adaptant à leur propos. Les exemples tirés d'Hérodote et de Thucydide sont particulièrement remarquables. On voit ainsi la théorie fournir à l'historien des moyens de rationaliser le devenir historique, à l'homme politique des arguments et des thèmes au service de l'action. Certains faits sont heureusement mis en évidence, par exemple la persistance à travers toute la pensée politique grecque d'axiômes soloniens tels que: le mépris des lois engendre le tyran, la stature intellectuelle exceptionnelle d'un Protagoras et la profondeur de son influence ou encore les variations de point de vue dont témoigne, dans les différentes parties, l'œuvre politique d'Aristote. Certaines constantes de l'esprit hellénique n'apparaissent pas moins nettement, telle l'association indissoluble chez lui du besoin objectif de connaissance avec une préoccupation morale indéfectible. La connaissance pour la connaissance n'étouffe jamais, chez ces penseurs, la sensibilité aux valeurs, même chez ceux qui, comme Aristote, paraissent parfois moins soucieux de construire une théorie des transformations politiques (metabolé – Theorie) que de faire l'inventaire de ces variations (metabolé – Forschung).

Ajoutons qu'à une époque d'extrême instabilité politique comme celle que nous vivons, les vues des anciens Grecs touchant le jeu des forces dont dépend la stabilité et la durée des régimes politique prennent une singulière actualité. V. Martin.

Felix Jacoby: **Atthis. The local chronicles of ancient Athens.** Oxford Clarendon Press 1949. 225 S. Text, 206 S. Anmerkungen.

Der bekannte und hochverdiente Herausgeber der *Fragmente der Griechischen Historiker* stellt in einer selbständigen Studie Ursprung und Eigenart der attischen Lokalgeschichte vom 5. bis 4. Jahrhundert v. Chr. klar. In weit ausholender Diskussion widerlegt er die von U. v. Wilamowitz begründete Annahme, daß diese Chronik aus den Aufzeichnungen der sogenannten Exegeten, der Interpreten von Sakralrecht, hervorgegangen sei, wie die römische Annalistik angeblich aus den Pontifikalfasten. Jacoby stellt fest, daß die Geschichtsschreibung Athens erst nach dem Verlust der politischen Bedeutung der Stadt eine romantische Wendung zum sakralgeschichtlichen Interesse vollziehe, ihr ursprüngliches Hauptthema dagegen Politik und Krieg sei. Begründer der Atthidographie ist Hellanikos, und dieser geht von der großen Geschichtsschreibung aus. Das gleiche gilt für die ungefähr gleichzeitig erscheinenden Lokalchroniken der übrigen Griechenstädte, wo sich ebenso wenig wie in Athen vorliterarische Aufzeichnungen historischen Inhalts nachweisen lassen. Inschriftliche Dokumente wie Beamtenlisten scheinen nirgends in größerem Umfang herangezogen worden zu sein als in der panhellenischen Geschichtsschreibung; Hauptquelle ist die mündliche Tradition und neben ihr für die Sagenzeit teilweise die Epik. F. Wehrli.

Friedrich Solmsen: **Hesiod and Aeschylus.** Cornell University Press, Ithaca, New York 1949. 230 S.

Die beiden Dichter werden in dieser Studie als theologische Denker gewürdigt, deren vornehmster Gegenstand die Gerechtigkeit und Zeus als deren Vollstrecker bilden, wobei Äschylus die Problematik des älteren weitertreibt. Die Bedrohung des Zeus durch einen stärkeren Sohn in der Prometheustrilogie spinnt den hesiodischen Gedanken der drei Götterdynastien fort und ist als Erfindung vom Glauben beherrscht, daß Gewalt und Unrecht keine Dauer verleihen. Die Versöhnung zwischen Zeus und Prometheus im verlorenen Teil der Trilogie wird mit der Besänftigung der Erinyen in der Orestie verglichen, wo in ähnlicher Weise ein seit Generationen wirkender Fluch zur Ruhe gebracht wird. F. Wehrli.

Aristofane, Le Commedie. Vol. I Prolegomeni (Prolegomena seu de Graecorum comoedia commentaria et testimonia vetera collegit disposuit *R. Cantarella*). Istituto Editoriale Italiano, Mailand 1949. 199 S.

Was im ersten Band einer neuen Aristophanesausgabe (dessen drei Titelblätter verschieden abgefaßt sind, immer ohne Ort und Jahr) erwartet werden kann, steht in seinem letzten Drittel: *de Aristophanis vita, fabulis, poesi*, eine Sammlung der Zeugnisse ähnlich wie sie für Hesiod Jacoby in seiner Ausgabe der *Theogonie* (Berlin 1930) bietet. Den Beginn machen die Viten 12 und interlinear gedruckt 11 Dübner (in den *Scholia Graeca in Aristophanem*). Es folgen die sonstigen Lebenszeugnisse, die Liste der Werke und ihre Datierung, diese nach der vortrefflichen *Chronologie der altattischen Komödie* von P. Geissler (Berlin

1925), weiter Urteile des Aristophanes selber, seiner Zeitgenossen und der antiken Nachwelt. Alles ist geschickt angelegt. Aber Cantarella hilft dem Leser weiter. Im mittleren Teil des Buches stehen die Zeugnisse über den Ursprung der Komödie, über die Deutung ihres Namens (da ist in der Ableitung von κώμη nicht deutlich geschieden, ob κώμη Landbezirk oder Stadtquartier heißen soll), über die Scheidung von παλαιά und νέα mit und ohne μέση, über die Teile der Komödie, insbesondere die Parabase, über die Szenerie und die antike Einschätzung der Komödie. Dann folgt, besonders nützlich, ein Katalog der Dichter der alten Komödie und die Sammlung der Nachrichten über diese Dichter, von Aristophanes abgesehen. Auch auf die Theaterinschriften wird verwiesen, noch nicht in der Editio minor der IG. von 1931, S. 653ff. Hier wünschte man einen geschlossenen Abdruck der auf die alte Komödie bezüglichen Teile, nicht nur die Verzettelung unter die einzelnen Dichter. Die archäologischen Zeugnisse sind nicht berücksichtigt, auch nicht in der Form von Literaturhinweisen, die doch schon Kaibel in der vorzüglichen knappen Testimoniensammlung der *Com. Graec. fragm.* I, 1 (Berlin 1899) 73ff., gibt. Cantarella hat nun aber auch die spätlateinischen und byzantinischen Vorgänger solcher Aristophanesprolegomena im ersten Teil seines Buches abgedruckt, auch nach dem Vorgang von Kaibel, den er nur in geringfügigen Einzelheiten verbessert. Im ganzen bleibt Kaibel unentbehrlich. Dieser gibt einen Teil der Stücke vollständiger, im wesentlichen hat er nur das für Cantarella chronologisch erste Stück verschmäht, den Andronikos, der in Wahrheit ein Spätling ist. Wenn man sich schon nicht mit einer Probe begnügt, ist nur Vollständigkeit berechtigt. Kaibel hat auch an einer Stelle durch Druck in Parallelkolumnen ein Vorbild aufgestellt, wie heutzutage solche abgeleitetete Literatur dargeboten werden müßte. Auch in gegenseitigen Verweisen und der Notierung moderner Literatur hätte Cantarella weiter gehen sollen. Bekanntlich hat Johannes Tzetzes, dessen Produktion die Prolegomena stark füllt, keine Ahnung mehr, was die Parabase ist. Stellt man Dübner Nr. 7 (= Hypothesis *Wolken* 3, 2; fehlt bei Cantarella) aus dem Codex Venetus, der älter als Tzetzes ist, vor den ersten Anhang von Vita 11 im Venetus – das Stück fehlt bei Cantarella, obgleich es S. 14 versprochen ist –, so hat man die Folge der Parabasenbehandlung bei Tzetzes Prosa 56f. C. (29 K.) § 20ff. ∾ Tzetzes *Jamben* 51f. C. (40f. K.), V. 19ff. Nur sieht man noch, wie Tzetzes oder seine Vorlage den Text von Nr. 7 Dübner mißverstanden hat; vgl. Kaibel 22. Das Mißverständnis findet sich auch in den Cramerschen *Anecdota* 44 C. (21f. K.) § 30ff., aber die Reihenfolge ist geändert und die Parabasenteile sind richtiger gegeben; leider ist im Vitenanhang an der entscheidenden Stelle eine Lücke, worüber Holzinger *Charisteria für Rzach* (Prag 1930) 80. So stammen wohl die *Anecdota* nicht aus Tzetzes selber, wie Kaibel, dem Cantarella ohne nähere Begründung widerspricht, und auch noch Wendel RE. 7A 1975 meinen. Die *Anecdota* legen die überkommene Parabasenauffassung frei von Polemik dar, während Tzetzes im Anschluß an die genannten Stellen insbesondere die Behandlung des Epirrhema angreift, ohne einer früheren Billigung Erwähnung zu tun, und im Scholion zu den *Jamben* S. 41f. K. – es fehlt bei Cantarella – seine eigene Meinung darüber ausspricht. Hingegen äußert sich Tzetzes heftig schimpfend über seinen frühern Reinfall an zwei andern Punkten. Erstens hatte er das Satyrspiel als zwischen Tragödie und Komödie stehend falsch charakterisiert und so die sophokleische *Elektra* als Satyrspiel angesehen. Diese Auffassung ist kenntlich in den frühen Lykophronscholien 46 C. (34 K.) und noch in den *Jamben* 50 C. (38 K.) V. 113, die wegen der Polemik in der Parabasenbehandlung später sein müßten als die *Anecdota*. Aber schon in den *Anecdota* wird diese Auffassung des Satyrspiels als falsche Erklärungsvariante abgelehnt, 43 C. (21 K.) § 26. Mit der Prosa 58. 60f. C. (30. 33. K.) ist das Scholion 30 K. (fehlt bei Cantarella) gleichzeitig. Zweitens, die tolle Zuweisung der peisistratidischen Rezension an die «Septuaginta-Übersetzer» ist in den *Anecdota* 42 C. (20 K.) § 22 Variante zu der später in der erwähnten Prosa § 25 und im Ritschlschen Scholion Plautinum, Nr. 10a Dübner (fehlt bei Cantarella) von Tzetzes angenommenen Übertragung an das Vier-Männerkollegium: Orpheus von Kroton, Zopyros, Onomakritos und «Epikonkylos». Den Irrtum hatte er in der frühen Iliasexegese (45, 22 ff.; 125, 15 ff. Hermann) mitgemacht. An die Variante der *Anecdota* erinnert er nicht; diese werden ihm also nicht gehören. – Diese Anmeldung von Wünschen soll aber den Dank für die andern Teile des Buches von Cantarella nicht mindern. W. Theiler.

Hippocrate, L'ancienne médecine. Introduction, traduction et commentaire par *A. J. Festugière*. Etudes et commentaires IV. Verlag Klincksieck, Paris 1948. XXXIV + 79 S.

Mit der Schrift *Περὶ ἀρχαίης ἰητρικῆς* hat sich die Forschung der letzten Jahre besonders eingehend beschäftigt. Deren Ergebnisse werden in der Einleitung und dem reichen Kommentar der vorliegenden Schrift zusammengefaßt und bereichert. Vf. erläutert die hippokratische Abhandlung nicht nur im Zusammenhang der zeitgenössischen Medizin,

sondern in dem von Wissenschaft und Philosophie des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. Der griechische Text, der von demjenigen Heibergs in Einzelheiten abweicht, ist mit einem knappen kritischen Apparat ausgestattet. F. Wehrli.

Kathleen Freeman: **The Pre-socratic Philosophers.** A Companion to Diels, Fragmente der Vorsokratiker. Blackwell, Oxford 1946. 486 S. 25 s.

Das vorliegende Buch ist aus der Praxis des Universitätsunterrichts erwachsen. Es will den Studenten das Studium der Vorsokratiker an Hand der Fragmentsammlung von Diels-Kranz erleichtern: Die einen will es davon dispensieren, alle bei Diels aufgehäuften Texte zu lesen, den andern will es Winke geben, welche Texte besonders wichtig seien und welchen Traditionen man in Zweifelsfällen zu folgen habe (preface). Im Prinzip sind solche Bemühungen, schwierige Texte zugänglicher zu machen, nur zu begrüßen – unter der Voraussetzung allerdings, daß sich der Verfasser über Ziel und Methode klar ist. Denn verschiedene Wege stehen zur Verfügung: Man kann einfach die Texte sorgfältig und vollständig übersetzen und alle Beurteilung dem Leser überlassen. Man kann die Texte erläutern und kommentieren derart, daß man die Schwierigkeiten aufdeckt und die Gedanken des Philosophen gewissermaßen in Bewegung zu bringen sucht. Man kann endlich in die Gedankenwelt der einzelnen Philosophen einführen, indem man sie als Ganzes geschichtlich einordnet und nach ihren Hauptproblemen charakterisiert. Eines muß aber unter allen Umständen erreicht werden, nämlich daß der Student niemals übersieht, wo die Grenze zwischen dem, was wir wissen und dem, was wir nicht wissen, verläuft; noch besser ist es freilich, wenn der Student jeweilen zu hören bekommt, aus welchen Gründen die Forschung das eine zu wissen glaubt und am andern zweifelt.

Im vorliegenden Buche herrscht leider in diesen Dingen eine peinliche Unklarheit. Man weiß im Grunde nicht recht, was die Verfasserin will. Auf weite Strecken paraphrasiert sie bloß, was die antiken Quellen geben. Plötzlich erfolgt zu irgendeinem Punkte eine kritische Stellungnahme, meist in sehr unbestimmter Form, zuweilen mit einem Hinweise auf moderne Literatur. Aber diese Hinweise sind so sprunghaft, daß man das beunruhigende Gefühl hat, die Verfasserin gebe nur eben, was ihr gerade bei der Hand ist. Scharf gesagt, ist es ein Buch, das so wirkt, als wäre es nicht 1946, sondern 1846 erschienen. Von der ganzen großen Arbeit der letzten vier Generationen, durch die textgeschichtlich und problemgeschichtlich alles in Bewegung geraten ist, ahnt man so gut wie nichts. Das mögen einige Beispiele zeigen. Schon auf den ersten Seiten gerät der Leser in nicht geringe Verwirrung. Orpheus wird uns vorgestellt als ein Dichter vorhomerischer Zeit, denn «the usual modern view is that Orpheus was pre-Homeric» (S. 1). Seine Gedichte freilich gelten als nachhesiodisch. Sein Leben wird erzählt, aber so, daß der Leser durchaus nicht klug daraus wird, was nun eigentlich als geschichtlich gelten soll und was nicht. Dieser Mangel an sauberer Trennung zwischen Dichtung und Historie charakterisiert übrigens alle biographischen Einleitungen des Werkes; abgesehen davon, daß man bei Orpheus schon darüber staunen könnte, daß es überhaupt eine biographische Einleitung gibt. Die Existenz eines geschichtlichen Musaios wird nicht mit derselben Sicherheit angenommen, aber immerhin für möglich gehalten (S. 20). Oder es mag angeführt werden, wie die Verfasserin die Frage der Beziehungen Demokrits zu den Magiern behandelt. Als wahrscheinlich wird festgehalten, «that D. as a child heard tales of Babylonian learning» (S. 290). Vielfach ist die Scheidung von Legende und geschichtlichem Substrat ganz verständig durchgeführt. Aber auch da fehlt, was für den Studenten schließlich die Hauptsache wäre, das Durchdiskutieren des Problems und der Hinweis auf die Literatur. Gerade in einem solchen Buche ist es bedenklich, wenn so und so oft Ergebnisse der Forschung mit einem vagen «man glaubt» oder «es wird angenommen» berichtet werden.

Noch einige Kleinigkeiten: in der Demokrit-Vita wird die Legende, Demokrit habe sich selbst geblendet, um durch das Auge nicht vom Denken abgelenkt zu werden, als eine «foolish story» abgefertigt (S. 292). Wieviel fruchtbarer wäre es gewesen, mit einem Worte darauf hinzuweisen, daß wir hier ein Bruchstück jenes Legendenkreises haben, der zum aristotelischen Ideal der Vita contemplativa hinführt. S. 294 wird konstatiert, daß Platon niemals Demokrit genannt habe (vgl. S. 326). Das steht in der Tat in der antiken Doxographie zu lesen. Daß aber die Forschung seit Jahrzehnten das Problem des Einflusses Demokrits auf Platon auf das intensivste verfolgt, davon erfährt man nichts. Ebenso wenig wird die Frage der Beziehungen der Atomistik zu Parmenides behandelt. Die Dinge liegen freilich keineswegs einfach: Vor allem etwa wirft die Identität der bei Demokrit öfter vorkommenden Formel *οὐδὲν μᾶλλον* bzw. *οὐδὲν ἧττον* mit einer Formel der antiken Skepsis ein eigentümliches Licht auf den letzten Sinn der demokritischen Ontologie.

Solche Probleme wären hervorzuheben gewesen, schon nur als Probleme. Denn gerade eine Einführung für Studenten wie das vorliegende Werk soll nicht ein Leitfaden für den

Examensgebrauch sein und soll nicht Antworten bereitstellen, sondern zum Fragen auffordern. Es soll dadurch, daß es die Grenzen unseres Wissens scharf bezeichnet und die Probleme als Probleme formuliert, den Studenten zum Forscher machen. Es ist leider zu fürchten, daß dieses Buch diesen Zweck kaum erfüllt. Olof Gigon.

Edouard des Places: **Pindare et Platon.** Beauchesne et ses Fils, Paris 1949. 195 S.

Der bekannte Platonforscher E. des Places ist neuerdings in seinem Buch über das Pronomen bei Pindar auch als ein famoser Kenner Pindars hervorgetreten. So versteht man, wenn er seinen beiden Freunden, Pindar und Platon, ein gemeinsames Buch widmet. Bei aller Verschiedenheit haben sie Gemeinsames; zumal das aristokratische, dorische Ideal Pindars erscheint bei Platon sublimiert.

Das Buch zerfällt in die gegebenen Hälften. Für Pindar und später für Platon werden besprochen: die Selbstverteidigungen (die siebente Nemee), die Stellung zur Vaterstadt, zum dorischen Ideal, zu Mythen und Religion, zu eingeborener Art und Gabe der Gottheit, die visuelle Form ihrer Beschreibungen.

Die Übersicht deutet nur allgemein an, was man in dem Buche vorfindet, denn die gedrängte Art der Behandlung macht es sehr substanzreich. Eine Reihe von z. T. schon in der Forschung diskutierten Fragen, auch von solchen der Datierung, werden gelehrt erörtert, genau und fördernd werden Wortlaut und Deutung einzelner Stellen behandelt, nach der vorbildlichen Weise moderner französischer Philologie wird einer adäquaten Übersetzung Aufmerksamkeit geschenkt. Daß gerade für Platons Briefe und die Gesetze, für die vom Verfasser bekanntlich für platonisch gehaltene Epinomis Wertvolles im Buch steht, war von des Places nach seinen sonstigen Arbeiten zu erwarten. Ich greife als besonders durchgeführte Themen in der Behandlung Platons heraus: Tapferkeit und Einheit der Tugend, *θεία μοῖρα* (die M. Pohlenz in *Aus Platons Werdezeit* zuerst eingehend erörtert hatte), *εὐμάθεια* und *μνήμη*, staatliche und universale Religion. Beachtung ist auch einem besondern Kapitel über die Pindarzitate bei Platon zu schenken.

P. Von der Mühll.

Fritz Wehrli: **Die Schule des Aristoteles.** Texte und Kommentar. Heft 3: **Klearchos.** Schwabe, Basel 1948. 85 S. Heft 4: **Demetrios von Phaleron.** Schwabe, Basel 1949. 89 S. Heft 5: **Straton von Lampsakos.** Schwabe, Basel 1950. 83 S.

Mit bewundernswerter Regelmäßigkeit schreitet F. Wehrlis Ausgabe der Peripatetikerfragmente voran; mit dem soeben erschienenen 5. Heft ist die Hälfte erreicht, der Abschluß läßt sich absehen, und die Forschung wird dann ein Werk zur Verfügung haben, bei dem man kaum weiß, was man mehr loben soll, die praktische und saubere Art der Darbietung oder die Fülle der Anregungen, die die Kommentare geben. Es ist kein Zweifel, daß mit dieser Sammlung eine neue Etappe in der Erforschung des Peripatos erreicht ist. Es wäre nur zu wünschen, daß irgendwann einmal für die Sokratiker und für die platonische Akademie (bis hinab zu Philon von Larissa!) Ähnliches geleistet werden könnte. Dringend notwendig wäre es!

Was das Anzeigen der vorliegenden Hefte besonders reizvoll macht, ist, daß es sich hier um drei Peripatetiker handelt, die offenbar ihrer persönlichen und philosophischen Art nach denkbar verschieden voneinander gewesen sind. Klearchos erinnert an Herakleides, den Pontiker, wenn er auch viel unbedeutender als dieser ist; auf der Grenze zum reinen Literatentum stehen beide. Straton ist der äußerste Gegensatz dazu. Unter seinem Scholarchat wird, wie Wehrli ausgezeichnet hervorhebt, der Peripatos fast ausschließlich zu einer Stätte wissenschaftlicher Forschung, und die Schülerzahl geht dementsprechend stark zurück. Demetrios von Phaleron endlich ist bekanntermaßen Ciceros Vorbild darin gewesen, daß er gleichzeitig theoretischer Philosoph und praktischer Politiker war. Aus Wehrlis Textsammlung geht freilich klar hervor, daß er weder hier noch dort Hervorragendes zustandegebracht hat. Unter den fünf Peripatetikern, deren Reste nun vorliegen, wirkt er als die bei weitem blasseste Persönlichkeit. Selbst das Bild eines Klearch hat mehr Farbe; paradoxerweise, denn während uns vom Leben Klearchs fast nichts bekannt ist, umfassen die Berichte über das Leben des Demetrios nahezu einen Drittel des ganzen Textbestandes.

Gehen wir nun auf einiges Einzelne ein, so sei gerade mit einer Frage zu den Texten *Klearchs* begonnen. Wehrli charakterisiert Klearch öfters als einen nicht allzu seriösen Schriftsteller, einen Mann, der an unterhaltenden und pikanten Geschichtchen mehr Interesse gehabt habe als an eigentlicher Philosophie (S. 45f. 51f. 57f.). Dies kann zutreffen. Aber zu bedenken bleibt die Art der Überlieferung. Sie ist in einem seltenen Umfang einseitig. Unter 115 Textnummern stammen nicht weniger als 76 aus Athenaios. Bücher wie der Gergithios, *περὶ βίων*, die *ἐρωτικὰ ζητήματα* (dies wohl der richtige Titel) sind uns ganz oder fast ausschließlich durch ihn bekannt. Da wird denn der Geschmack des Zitierenden

nicht ohne Einfluß auf die Auswahl der Zitate gewesen sein. Wehrli deutet dies S. 59 selbst an, doch die Frage ist, ob man nicht weiter gehen muß: Könnte nicht durch diese Einseitigkeit der Überlieferung das Bild Klearchs überhaupt ziemlich stark verzerrt sein? Wir besäßen ja etwa auch ein absonderliches Bild von den *Politien* des Aristoteles, wenn wir sie allein durch den Auszug des sog. Herakleides in Frg. 611 Rose kennten.

Einige Kleinigkeiten: Frg. 6 läßt Klearch den Aristoteles von seinem Aufenthalt in Asien erzählen, und zwar hat man nicht den Eindruck, daß damit der Aufenthalt bei Hermias von Atarneus gemeint sei. Sollte Klearch die in die Vulgatbiographie übergegangene Geschichte erfunden haben, daß Aristoteles Alexander auf seinen Feldzügen begleitete? Frg. 16 scheint mir schärfer interpretiert werden zu können, als es S. 50f. geschieht. Hinter der rhetorischen Stilisierung erkennt man einen Aufbau von aufdringlichster Pedanterie. Den Kynikern wird vorgeworfen, daß sie von den zweimal vier Eigenschaften des Hundes nur die vier schlechten (Schimpferei, Gefräßigkeit, Ärmlichkeit und Unstetheit) nachahmen. Der Hund spielt ja bei der Schilderung der philosophischen Lebensform schon in der Sokratik eine Rolle (vgl. Plat. *Rep.* 375Bff.).

In Frg. 17 liegt der Akzent wohl weniger auf dem Luxus des Themistokles als auf der Seltenheit treuer Freunde. Die Richtung geht also etwa auf Theognis 83ff. Frg. 24 und 25 zeigen in instruktiver Weise, daß die uns aus den ps.-aristotelischen Problemsammlungen bekannte Zetemata-Form dem Klearch schon so geläufig war, daß er sie auf Erotika übertragen konnte; das ließe sich vielleicht noch etwas stärker herausheben als es S. 55 geschieht. Der Textbestand von *περὶ βίων* wird sich wohl noch vermehren lassen; Wehrli selbst nennt im Kommentar Stellen von Eustathios, Älian, Suidas, in welchen zusätzliches klearchisches Gut steckt. Schade, daß er sie nicht mit hat abdrucken können.

Neben der vielfachen, aber nicht geistlosen Buntheit Klearchs wirkt *Demetrios*, wie schon bemerkt, fad; über den Eindruck eines wohlmeinenden gebildeten Beamten kommt man kaum hinaus. Ein guter Teil seiner Werke wird in Rechtfertigung seiner Politik (wohl auch seiner Zugehörigkeit zum Peripatos) und Rückschau auf sein Lebensschicksal bestanden haben; das gibt den Resten einen gewissen Reiz der Aktualität. Man denke etwa an Frg. 81, das nicht nur vom erstaunlichen Aufstieg Makedoniens spricht, sondern im Hintergrund auch eine Warnung für die Zukunft enthält.

Einzelnes: Ein sonderbares Problem stellen Frg. 82 und 83. Daß die Namen Xenophon und Xenophanes beide echt sind, wird man kaum glauben – aber welchen soll man als eine Verschreibung tilgen? Verwirrend ist auch Frg. 96: eine Enkelin des Aristeides ist Gattin des Sokrates, einem Enkel desselben Aristeides will Demetrios zugunsten von dessen Mutter und Tante eine Staatsrente von besonderer Höhe verschafft haben. Wie soll das chronologisch zugehen? Auch wenn man annimmt, daß *θυγατριδῆ* und *θυγατριδοῦς* trotz paralleler Bildung verschiedene Grade der Deszendenz bezeichnen, bleibt die Stelle unbehaglich; ist etwa das eine, die Begegnung mit Lysimachos, genau so eine literarische Fiktion wie das andere, die Myrto-Geschichte, beides ein Weiterspinnen älterer sokratischer Logoi? Die Begegnung mit Lysimachos steht derjenigen des Aristoxenos mit Dionysios von Syrakus (Frg. 31W.) nicht so ganz ferne. Beides würde dann zu jenem Typus sokratischer Erfindung gehören, den Platon ablehnt, der aber für uns vor allem noch in den vielen fiktiven Begegnungen und Beglaubigungen der Dialoge Ciceros spürbar ist.

Eine Aporie findet sich auch in Frg. 150: Wenn Anaxagoras 480/79 nach Athen kam, hat sein Aufenthalt dort nicht 30, sondern 50 Jahre gedauert; man könnte also die Zahl am Ende des Frg. ändern oder eher mit Jacoby den Satz *ἔνθα–φασιν* als Einschaltung aus anderer Quelle verstehen. Ob man allerdings Jacoby weiter folgen und auch *Ἀθήνησιν* der andern Quelle geben soll, ist mir zweifelhaft. Denn man wird diese Notiz ungern von den übrigen: Beginn des Philosophierens unter Kallias am Anfang des Perserkrieges trennen wollen. Es läßt sich leicht eine Erzählung ausdenken, daß Anaxagoras vor den Persern floh wie einstmals Xenophanes und in Athen zum Philosophen wurde. Für die Zeit des Demetrios ist Athen ebenso gut die Stadt, die alle Philosophen zugrunderichtet, wie die Stadt, in der man, wie ein Aristoteles oder Zenon von Kition, Philosoph wird.

Was endlich *Straton* betrifft, so gibt erst Wehrlis Fragmentsammlung eine deutlichere Vorstellung davon, wie merkwürdig sich bei ihm aristotelische und atomistische Elemente mischen; etwa in der Theorie der Schwere: wie bei Demokrit haben auch bei ihm alle Körper bloß Schwere; diese Schwere scheint er aber nicht atomistisch als einen Fall ins Unbegrenzte interpretiert zu haben, sondern aristotelisch als den Fall zum Mittelpunkt des Alls, womit denn die Einzigkeit des Kosmos bestehen bleibt.

Einzelnes: Erwünscht wäre es gewesen, wenn der Kommentar zu Frg. 27 die verschiedenen Arten des Proteron und Hysteron bei Aristoteles und Straton schematisch nebeneinandergestellt hätte. Etwas verwirrt wird man durch die Abfolge von Frg. 28 und 29, die bis auf Belanglosigkeiten einen völlig identischen Wortlaut haben. Frg. 34 wird mit

großer Wahrscheinlichkeit aus Cicero geschöpft sein, wenn es nicht gar aus Frg. 32 und 33 einfach kombiniert ist; auch in Frg. 37 wird man dem rhetorisch zurechtgemachten Wortlaut gegenüber äußerst vorsichtig sein müssen. Sehr wichtig scheint mir dagegen Frg. 35 zu sein.

Zwischen Frg. 61 und 62 ist der Widerspruch in der Beurteilung des Magnetismus so kraß, daß man einen Augenblick geneigt sein könnte, in Frg. 62 eine Verderbnis oder Verwechslung des Namens anzunehmen. In jedem Falle aber scheint mir im Gegensatz zum Kommentar S. 58 die Entscheidung zugunsten von Frg. 61 und nicht zugunsten von Frg. 62 fallen zu müssen. Straton gibt nicht in Frg. 62 seine wahre Meinung und referiert in Frg. 61 bloß über die atomistische Position, sondern Frg. 61 ist seine Theorie (zu der dann also auch Frg. 66 Ende gehören wird), während Frg. 62 in starker und mißverständlicher Verkürzung (etwa aus dem doxographisch-aporetischen Teil von περὶ κενοῦ) scheinbare Gegenargumente nennt.

Wir haben sodann die berühmten, durch H. Diels identifizierten Fragmente Stratons bei Heron von Alexandrien. Mit Recht fordert Wehrli S. 57 eine neue Einzeluntersuchung. Daß vorläufig noch eine bedeutende Unsicherheit darüber herrscht, wie weit das stratonische Gut geht, zeigt sich auch an den von Wehrli herausgehobenen Texten. Während man bei Frg. 56. 57. 64. 65b. 66 die Herkunft von Straton sofort erkennt, bleibt man bei Frg. 67 und 88 eher ratlos und möchte gerne näheres über die Gründe hören, die zur Aufnahme in die Sammlung geführt haben; der Kommentar ist hier etwas zu knapp. Es wäre vielleicht überhaupt nützlich gewesen, wenn der Kommentar genauer, als es S. 56f. geschieht, die Kriterien für die Ausscheidung der Fragmente Stratons aus dem Texte Herons bezeichnet hätte. Das Problem ist wichtig genug; die Annahme des Leeren ist zusammen mit der Verwerfung der Lehre von den drei naturgemäßen Raumbewegungen wohl Stratons tiefster Einbruch in die aristotelische Physik.

Doch genug der Einzelheiten. Sie sollten ja nur bezeugen, in welchem Maße Wehrlis Textsammlung zum Weiterdenken der großen wie der kleineren Probleme anregt. Daß sie in allen ihren Teilen für die Arbeit am Peripatos im allgemeinen und an Aristoteles (besonders dem exoterischen) und Theophrast im speziellen unentbehrlich ist, braucht nicht mehr wiederholt zu werden. Hoffen wir, daß die nächsten Hefte bald folgen können, vor allem dasjenige über Herakleides vom Pontos; wenn hiezu ein Wunsch ausgedrückt werden darf, so ist es der, daß es möglich sein werde, alle Texte zu vereinigen und zu drucken, in denen Spuren dieses eigenartigsten unter den Peripatetikern zu fassen sind. O. Gigon.

Theocritus edited with a translation and commentary by *A. S. F. Gow.* Cambridge University Press. 63 s. Vol. I Introduction, text and translation 257 S. Vol. II Commentary, appendix, indices and plates. 634 S., 15 Tafeln.

Diese kommentierte Ausgabe Theokrits setzt gute englische Tradition fort und macht buchtechnisch der Cambridge University Press alle Ehre. In der Einleitung folgt auf eine Behandlung des Biographischen eine detaillierte und bequeme Übersicht der Handschriften und Papyri mit der Textgeschichte sowie ein Abschnitt über den Dialekt der Gedichte. Der griechische Text beruht wesentlich auf älteren Kollationen. Der Kommentar, Hauptleistung des Werkes, gibt zu jedem Stück einleitende Bemerkungen über Form, Thema, Motivgeschichtliches u. dgl. und schließt daran die sprachlichen und sachlichen Erklärungen zu den einzelnen Zeilen. Künstlerische und literargeschichtliche Fragen gelangen nur ausnahmsweise zur Diskussion. F. Wehrli.

Fritz Schachermeyr: **Alexander der Große, Ingenium und Macht.** Verlag Anton Pustet, Graz/Salzburg/Wien 1949. 535 S., 15 Tafeln, 7 Karten und Kartenskizzen. ö.S. 49.50.

Ein neues Alexanderbuch scheint einem nach den ausgezeichneten Büchern, die es über Alexander den Großen und seine Zeit aus neuerer und neuester Zeit gibt, nicht sehr dringend. Der Zweck des vorliegenden Buches ist denn auch nicht so sehr die Förderung der eigentlich wissenschaftlichen Probleme des behandelten Themas als vielmehr der, ein neues Alexanderbild im Gegensatz zu dem in der Literatur zumeist gültigen zu entwerfen und daran allgemeine Maximen zu entwickeln. An die Stelle der bisher vertretenen, mehr oder weniger weitgehenden Verherrlichung soll eine «schonungslose Zeichnung» der Persönlichkeit Alexanders treten, der «alles eher denn restlos menschenbeglückend» sei und «wohl Verwunderung und Grauen, nicht aber billigen Enthusiasmus» hervorrufe, keine «Lichtgestalt», sondern «weit eher ein düsterer Held». Bewunderung verdiene uneingeschränkt nur das Genie, das sich allein dem Guten und Schönen, der Kunst, der Wissenschaft, der Philosophie, dem Wohltun widme, wo das Genie aber sich der Macht bediene, um als Staatsmann oder Feldherr zu wirken, sei es stets der Gefahr und dem Zwang der brutalen Gewalt-

tat und der Unterdrückung der Rechte anderer ausgesetzt und daher zum mindesten sehr zwiespältig. Man sieht, es ist ein sehr zeitbedingtes Buch, geformt aus der «heilsamen» Erfahrung der vergangenen Jahre, aus der «wir endlich gelernt haben, was Geschichte für eine ernste, ja böse Angelegenheit sei», aus der uns statt der Begeisterung «eigentlich nur mehr das Grauen» geblieben sei (S. 472). So finden wir auch überall im Buch mittelbare oder unmittelbare Anspielungen auf Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit, ohne daß sich der Verfasser allerdings zu eigentlichen Anachronismen verleiten läßt (abgesehen von den «touristisch geschulten Gebirgsspezialisten», die «mit Hilfe von Seilen und Mauerhaken» die Felsenburgen in Ferghana ersteigen, S. 288, womit der bei Arrian geschilderte Tatbestand ein bißchen reichlich modern ausgedrückt ist). Sogar die «displaced persons» tauchen einmal auf (S. 429) als «versetzte Personen», zugleich ein abschreckendes Beispiel dafür, wie man fremde Ausdrücke unter Mißachtung der Sprachform beider in Betracht kommender Sprachen *nicht* übersetzen soll; gemeint sind die griechischen Verbannten. Verständlich wird dieses alles eher, wenn man sich erinnert, daß der Verfasser einst besonders extremer und überzeugter Vertreter der nationalsozialistischen Weltanschauung war (s. besonders sein Buch *Lebensgesetzlichkeit in der Geschichte*, Frankfurt a. M. 1940, in dem manche Gedankengänge dieses Alexanderbuchs in anderer Weise vorgebildet waren). Hinter diesem neuen Alexander steht ein anderer, auch wenn er nicht genannt ist und das Alexanderbild in den Einzelzügen nicht unmittelbar beeinflußt hat.

Vorangestellt ist eine gute Schilderung des noch stark in archaischen Zuständen und Anschauungen lebenden Makedonien und seiner Geschichte bis Alexander einschließlich von Philipps großartiger, aber noch ganz an Makedonien haftender Leistung. Auf diesem Untergrund erhebt sich nun als ungeheuerlicher Gegensatz das Bild Alexanders, der uns in eindringlichster Sprache und oft packenden Formulierungen vorgeführt wird als der übergewaltige Titan des Wollens, Planens und Vollbringens, der alle Bindungen irgendwelcher Art an überlieferte Vorstellungen und Verhältnisse abgeworfen hat und außer den Göttern nur noch seinen eigenen Genius und sein eigenes Wollen als des allgewaltigen Herrschers des von ihm eroberten und zu formenden allgemeinen Weltreichs anerkannt, in allem willenlose Unterwerfung verlangt und jeden Widerstand, der sich ihm offen entgegenzustellen wagt, mit rücksichtsloser Brutalität zerschmettert. In dramatisch bewegten Kapiteln werden uns so vor allem die tiefen Gegensätze und der Kampf geschildert zwischen dem von aller Vergangenheit losgelösten und nur einem Zukunftideal verpflichteten, autokratischen Herrscherwillen und seiner makedonischen Umgebung, bereits in der so anders gearteten Person und dem Werk seines Vaters Philipp, wie nachher in dem erbitterten Kampf mit den an den alten Bindungen ihres Volkstums festhaltenden Makedonen, dem Adel der näheren Umgebung sowohl wie dem Heer. Dieser Kampf führt zu der düsteren Kette der berühmten Katastrophen im Osten Irans und später zur Meuterei von Opis. Die blutigen Katastrophen in der nächsten Umgebung des Königs, die Hinrichtung oder Ermordung eines Philotas, Parmenion, Kleitos, Kallisthenes seien von Alexander mit kalter Berechnung und brutaler Verletzung allen Rechts vorbereitet und herbeigeführt, um die Opposition gegen seine Pläne zu ersticken. Die jeweiligen Anklagen hätten nur den bereitwillig ergriffenen Vorwand zum Handeln gebildet und die Verurteilung des Philotas, Kleitos und Kallisthenes durch die makedonische Heeresversammlung sei durch Terrorisieren und Mundtotmachen der Versammlung erreicht worden nach dem Muster «aller Gewaltherrscher, welche Rechtsinstitutionen zu Akten ihrer Kabinettsjustiz mißbrauchen» (S. 271). Am Schluß habe sich Alexander immer mehr in das Gefühl der Allmacht und Unüberwindlichkeit hineingesteigert und so mehrfach auch das Unmögliche erzwingen wollen in einem verantwortungslosen «Hasardieren» mit dem Schicksal. So sei es zu dem Rückschlag in Indien gekommen, zur gedrosischen Katastrophe und zu seinem frühen Tode, da Alexander hier auch die Natur zu vergewaltigen versucht habe, nachdem ihm keine Menschenmacht mehr zu widerstehen vermocht hatte: die tropischen Monsunregen in Indien, die jede Operation ausschlössen, während Alexander den Feldzug so spät begann, daß er in diese Zeit hineingeraten mußte, ferner die unbedingten Schranken, die die gedrosische Wüste einem größeren Heerzug entgegensetzt, den Alexander dann doch überflüssigerweise erzwingen wollte, und das babylonische Klima, dem der König durch bedenkenloses Verhalten zuwiderhandelte. So habe der anscheinend Unüberwindliche doch an den Mächten der Natur seine Schranken gefunden, nachdem alle menschliche Macht versagt hatte. Wie als Eroberer sei Alexander auch als Herrscher des neu zu formenden einheitlichen Weltreiches verfahren, allein seinem allen Bindungen der Vergangenheit spottenden, allmächtigen Gestaltungswillen folgend und rücksichtslos jeden Widerstand dagegen niederwerfend. Das ist das Kernthema des Buchs, wie sein Untertitel «Ingenium und Macht» besagen will, deutlich zu machen, wie der Besitz der absoluten Macht den Mächtigen geradezu zum Mißbrauch dieser Macht zwingt und sich schließlich gegen ihn selber wendet, indem sie ihn

an der Überspannung des Machtgefühls zur Vorstellung der unüberwindlichen Allmacht schließlich scheitern läßt.

So weit in gröbsten Zügen das neue Bild Alexanders, das uns Schachermeyr vor Augen führt. Nun, ich zweifle, ob es sich durchsetzen wird, trotz der suggestiven Dialektik, mit der es entwickelt, der Sprachgewalt, mit der es vorgetragen wird. Mir scheint es zu scharf gemeißelt und überspitzt und die älteren, gemäßigteren Auffassungen die richtigen, die auch bei einem Alexander doch die Rücksichtnahme auf die gegebenen Schranken aller Art und die gegebenen Verhältnisse betonten. Mir scheinen seine Handlungen doch zu beweisen, daß auch ein Alexander nicht die ganze Welt in einen einzigen Schmelztiegel werfen und umformen wollte, sondern den verschiedenen Teilen des Riesenreichs ihre gewisse Sonderexistenz und Eigenlebens nicht zu nehmen gesonnen war, ein Universalreich gewiß mit einem einzigen souveränen Alleinherrscher an der Spitze, der alle verschiedenen Formen seiner Herrscherstellung in den verschiedenen Teilen seines Reichs in seiner Person vereinigte, aber doch nicht in dieser völligen despotischen Unterjochung und Nivellierung, wie uns Schachermeyr glauben machen will. Doch fehlt natürlich der Raum, das in einer Rezension näher auszuführen.

Bemerkt sei aber am Schluß ausdrücklich, daß obige Ausführungen nicht etwa den Eindruck erwecken wollen, als ob es sich bei dem besprochenen Buch um ein reines Phantasieprodukt handle. Im Gegenteil, es ist ein durchaus ernsthaftes und ernst zu nehmendes Werk. Der Verfasser hat das gesamte antike Quellenmaterial über Alexander und ebenso die moderne Literatur gründlich durchgearbeitet und die sich stellenden Probleme gründlich durchdacht. Das Buch ist voller Anregungen und Ausführungen, die auch für den Fachmann von hohem Interesse sind und ihm manches in neuer beachtlicher Sicht zeigen. Zugute gekommen ist der Darstellung auch die persönliche Anschauung des vorderen Orients bis an die Zagrosketten, die der Verfasser auf eigenen Reisen erworben hat und in oft packenden Schilderungen zu verwerten weiß. Aus der Fülle dieser Anregungen erwähne ich nur etwa die neue umfassende und sicher in allem Wesentlichen zutreffende Behandlung des Versuchs der Einführung der Proskynese, in der Sch. darauf hinweist, daß die Makedonen und Griechen sie nicht vor Alexander selbst, sondern vor dem Altar mit dem persischen Königsfeuer, also dem Symbol der im König wirkenden göttlichen Macht, vollziehen sollten, womit für die Griechen der Hauptanstoß an dieser Zeremonie beseitigt werden sollte zusammen mit dem Kuß des Königs, der sich daran hätte anschließen sollen. Oder die große Bedeutung, die Sch. den Monsunregen als Hauptgrund für die Weigerung des Heeres am Hyphasis beilegt. Sehr eindrucksvoll ist auch, zu lesen, wie dabei in Alexander die Erkenntnis eine entscheidende Rolle spielte, daß die so völlig andere Welt Indiens, wahrhaft eine Welt für sich, selbst durch seinen titanischen Willen nicht in sein sonstiges vorderasiatisches Weltreich wirklich hätte eingegliedert werden können. Eine Kleinigkeit: Zu Tell Gōmal – Gaugamela (S. 511 A. 153) verweise ich noch auf die wichtigen Nachrichten dazu bei Ed. Sachau, *Am Euphrat und Tigris* (Leipzig 1900), 117 mit der Karte Tafel IV. Beigegeben sind dem Buch einige Tafeln mit Photos, die wichtige Denkmäler der Zeit und einige wichtige Punkte des Alexanderzuges zeigen. Ein paar Kartenskizzen veranschaulichen den Verlauf des Zuges und die geographischen Vorstellungen der Zeit, die so vielfach eine Rolle spielen.

Ernst Meyer.

W. Peremans: **Prosopographische opzoekingen betreffende Ptolemaeisch Egypte.** Mededelingen van de Koninklijke Vlaamse Academie voor Wetenschappen, Letteren en Schone Kunsten van Belgie, Klasse der Letteren Jaargang X, Nr. 3. Brüssel 1949. 22 S.

Die vorliegende kurze Abhandlung ist eine Voranzeige der von dem Verfasser zusammen mit E. Van't Dack beabsichtigten *Prosopographia Ptolemaica* und setzt vor allem Plan und Methode des geplanten Werks auseinander. Die Prosopographie soll alle Quellengattungen der Ptolemäerzeit umfassen, literarische Texte, Papyri, Inschriften, Ostraka und Sonstiges, und zwar sowohl die griechischen wie die demotischen Quellen und einschließlich der ptolemäischen Außengebiete. Sie soll in den ersten vier Bänden nach Sachgruppen geordnet werden, Verwaltung, Militär, Priesterschaft, Gerichtswesen und Sonstiges mit weiterer Unterteilung nach den verschiedenen Amtstiteln und Funktionen, erst innerhalb dieser Kategorien alphabetisch. Trotz gewisser praktischer Bedenken wird man dieses Verfahren doch anerkennen müssen als das für die wissenschaftliche Brauchbarkeit wertvollere und fruchtbarere. Ein fünfter Band soll alle diejenigen Namen umfassen, die ohne irgendeinen Amtstitel vorkommen und daher in den ersten vier Bänden nicht erscheinen. An kurzen ausgewählten Beispielen gibt der Verfasser dann einige Hinweise auf den vielfältigen Wert einer Prosopographie und die mannigfachen Erkenntnisse, die sich unmittelbar oder mittelbar aus einer sorgfältig und umsichtig gearbeiteten Prosopographie ergeben oder

gewinnen lassen. Daß das beabsichtigte Werk selber ein äußerst verdienstliches Unternehmen darstellt, braucht wohl nicht erst besonders betont zu werden, und man wird seinem Erscheinen mit großer Spannung entgegensehen dürfen. Ernst Meyer.

Papyrus Grecs de la Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg, ed. *Paul Collomp* et ses élèves. Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, fasc. 97. Belles Lettres, Paris 1948. 43 S.

Dieser Faszikel umfaßt 43 bereits in den Jahrgängen 1935/36 und 1940/41 des *Bulletin de la Faculté des Lettres de Strasbourg* einzeln veröffentlichte Papyrusurkunden aus der ehemaligen Schule P. Collomps, die alle schon in den einschlägigen Fachzeitschriften besprochen oder angezeigt wurden. A. Oguse gibt sie nun, mit einigen wenigen Verbesserungen, gesammelt heraus, wobei er sie mit Nr. 126–168 direkt an F. Preisigkes *Griech Pap. der Univ.- u. Landesbibliothek zu Str.* 1912/20 anschließt. Dieser Anschluß bedeutet allerdings nicht, daß sich die neue Ausgabe mit der bedeutenden Sammlung Preisigkes in Ausstattung und Bearbeitung irgendwie messen kann. Eine methodische oder chronologische Ordnung der Papyri wird nicht befolgt, sachliche Erläuterungen fehlen ganz, und in der sehr unterschiedlichen Qualität der Textgestaltung und des Apparates zu den einzelnen Stücken macht sich die Vielzahl der Bearbeiter und die mangelnde Koordinierung ihrer Zitier- und Arbeitsweise oft unliebsam bemerkbar. Trotz allen, durch die mißlichen Umstände der Kriegs- und Nachkriegszeit mitbedingten, Mängeln wird man dem Herausgeber dankbar sein, die mitunter interessanten Urkunden aus dem 2. bis 5. nachchristlichen Jahrhundert in handlicher Form leichter zugänglich gemacht zu haben. M. Puelma.

Mélanges d'Archéologie et d'Histoire, offerts à Charles Picard à l'occasion de son 65e anniversaire. Revue Archéologique 6e série, tomes 29 et 30, 1948. Presses universitaires de France, Paris 1949. fFr. 3000.– für beide Bände.

108 Beiträge in zwei starken Bänden – einige weitere Festaufsätze erscheinen in Revue Archéologique 1949 und in Revue des Etudes Anciennes 1948 – und eine lange Liste von Subskribenten bringen Charles Picard, dem Lehrer der klassischen Archäologie an der Sorbonne ihre Glückwünsche zu seinem 65. Geburtstag dar. Ein Verzeichnis von 914 bis 1947 erschienenen Büchern und Aufsätzen Picards, das die Rezensionen nicht einschließt, gibt eine Anschauung von seinem immensen Fleiß, der Fülle seiner Ideen und dem Umfang seines Interesses, das die internationale wissenschaftliche Literatur in einer Weise übersieht, wie es heute leider nicht mehr selbstverständlich ist.

Unter den Beiträgen gelten nur ganz wenige der Geschichte der antiken Kunst, und diese sind meist von Ausländern; auch die Wiedergabe der Kunstwerke in kleinen, oft sogar noch retouchierten und ausgeschnittenen Klischees zeigt, daß das Interesse der Mitarbeiter meist anderen Fragen gilt. Man denkt mit Bedauern, wie unendlich viel besser die Lichtdrucke in den ersten Bänden des Bulletin de Correspondance Hellénique vor über einem halben Jahrhundert waren. So ist der großartigste Fund der französischen Ausgräber in Thasos, der kolossale Widderträger vom Ende des 7. Jahrhunderts, der bisher nur ganz ungenügend abgebildet war und von dem Emilie Haspels, die Archäologin der Universität Amsterdam, gute Photographien beigesteuert hat (S. 422ff.), wieder nur ganz klein wiedergegeben, mit hart ausgeschnittenen Konturen. Und man traut seinen Augen kaum, daß L. Herrmann S. 435 den Zwerg auf der um 450 gemalten rotfigurigen Schale im Vatikan, den schon O. Jahn richtig auf Äsop gedeutet hatte, Phaedrus nennt und nach der hundert Jahre alten Zeichnung von Panofka reproduziert (vgl. Schefold, *Bildnisse der antiken Dichter, Redner und Denker* [Basel 1943], S. 56, 4).

Aber von diesen Schönheitsfehlern abgesehen ist die Fülle des Gebotenen so, daß man viel zu den Bänden greifen wird und hier nur das Wichtigste angedeutet werden kann. Die ägyptischen Obelisken bildeten immer Paare, bis auf den jetzt beim Lateran aufgestellten. G. Lefebvre, *Sur l'obélisque du Latran* (586–593), frägt: «Wollte Thutmosis III. damit auf den Ursprung des Kultes von Heliopolis hindeuten, als Vorläufer des Sonnenverehrers Tut ench Amun?» Nicht weniger interessant ist J. Sainte Fare Garnots Deutung feiner figürlicher Gefäße des Neuen Reiches (905–916), die auf die wunderbare Heilung eines kranken Kindes im Schoß einer Frau anspielen.

Ch. Delvoye, *Note sur les origines orientales des cachets néolithiques du continent grec* (267–279), wertet Stempelsiegel für den Nachweis kultureller Verbindung mit dem Orient aus; vgl. dazu auch H. Mode, *Indische Frühkulturen und ihre Beziehungen zum Westen* (Basel 1944), 108ff., K. Bittel, *Kleinasiatische Studien* (Istanbul 1942), 186ff. und dens., *Grundzüge der Vor- und Frühgeschichte Kleinasiens* (Tübingen 1945). – Für die Vorgeschichte der griechischen heiligen Gewänder hochwichtig ist P. Demargne, *La robe de la déesse mino-*

enne sur un cachet de Mallia (280–288); vielleicht war dieses Gewand für einen Hieros Gamos bestimmt wie der Gürtel Aphrodites in der Ilias; vgl. F. Willemsen, *Frühe griechische Kultbilder* (Diss. München 1939). – Nach dem Ephoros Kretas, N. Platon, geben die mittelminoischen Glockenidole liturgische Masken wieder (833–846). – F. Chapoutier, *Inscription minoenne sur une pastille d'argile* (166–169) schließt aus diesem Fund in Mallia auf ein unentdecktes Tontafelarchiv. – H. Gallet de Santerre (387–400) legt sorgsam das Problem dar, warum eine starke Besiedelung von Delos erst seit der Mitte des zweiten Jahrtausends vom Festland her stattfand, obwohl in den alten Kulten so starke Verbindungen mit Kreta vorhanden sind. – Mit Apollons Verhalten zu den älteren Kulten von Delphi, Theben und dem Ptoion beschäftigt sich Y. Béquignon (61–75). Über die erste auf Kypros ausgegrabene mykenische Stadtmauer, die von Enkomi, berichtet C. F. A. Schaeffer (926–935), sie umschloß wohl Alasia, die Hauptstadt des zweiten Jahrtausends.

Unter den Aufsätzen zur archaischen Kunst wurde schon der von E. Haspels genannt (422–425); die Verfasserin weist Übereinstimmungen zwischen dem Widderträger und den von ihr zusammengesetzten, sicher ebenfalls gegen 600 zu datierenden und in Thasos gefertigten Tondreifüßen nach. – Ein kostbarer Zuwachs ist der von S. Besques (89–97) neu veröffentlichte um 510 gefertigte attische Jünglingskopf in Amiens, der aber leider durch moderne Reinigung seine antike Oberfläche eingebüßt hat. – G. M. A. Richter ergänzt zu der von Kübler 1942 im Kerameikos gefundenen Sphinx und ihrem Kapitell die Stele und eine entsprechende auch zur älteren New Yorker Sphinx, so daß wir nun für die drei ersten Viertel des sechsten Jahrhunderts die Anschauung von je einem großartigen attischen Grabpfeiler besitzen. Davon werden dann die einfachen Palmettenstelen der Zeit nach 530 abgehoben, bis ein wohl kleisthenisches Luxusgesetz die Reihe unterbricht (so Schefold, *Orient, Hellas und Rom in der archäologischen Forschung seit 1939* [Bern 1949], 104).

F. Villard gehört zu den französischen Archäologen, die nach dem Beispiel von P. Devambez die seit Generationen in den Kellern des Louvre verborgenen Vasenscherben zusammensetzen; als Probe bildet er den aus (1885 in den Louvre gekommenen) Scherben vom Kerameikos zusammengesetzten großartigen Krater ab (1065–1074); solches Heilen gehört gewiß zu den größten Verdiensten. Von der Verbindung dieser Arbeiten im Louvre mit der Veröffentlichung der neuen geometrischen Funde im Kerameikos durch K. Kübler sowie mit der von E. Kunze vorbereiteten Geschichte der geometrischen Keramik ist Kostbares zu erwarten. – Ein korinthischer Aryballos unbekannter Herkunft und ein Elfenbeinrelief von Delphi mit Chimären geben P. Amandry (1–11) Anlaß, auf das Problem hinzuweisen, warum die Ziege zum Symbol des Erdfeuers wurde. – J. Bérard veröffentlicht drei in Taormina erworbene Terrakotten, von denen eine Akrigent, zwei andere Lokri zugeschrieben werden (76–88), H. Seyrig (968–970) eine ungewöhnlich schwere, doppelte Oktadrachme von Sermylia (Chalkidike) aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts. – G. Roux, *Héraclès et Cerbère sur une amphore du Louvre* (896–904) erklärt, warum es bei der Zähmung des Kerberos so freundlich zugeht.

Seit dem Fund des Themistoklesbildnisses in Ostia wird die Bedeutung der frühklassischen griechischen Bildniskunst immer deutlicher. Ihr weist H. P. L'Orange, *Pausania* (668 bis 681) ein in fünf römischen Kopien überliefertes Männerbildnis zu, an dem immer der eigenartige Knoten des Backenbarts unter dem Kinn aufgefallen ist. Solche Bartpflege galt als persische Tryphe; dies und der bei aller Verwandtschaft mit dem Aristogeiton und Themistokles doch dorische Stil paßt zu Pausanias, dem Sieger von Platää, von dem die Spartaner zwei Statuen im Athenetempel von Delphi stifteten. Bedenklich ist, daß der Feldherr unbehelmt ist; die Parallele des Miltiadesbildnisses verschlägt nichts, weil dies im wesentlichen klassizistisch ist; von ihm hat V. H. Poulsen im Burlington Magazine jetzt (1950, 194f.) gezeigt, daß es zu den ‚Wiederholungen' des Alkaios (?) im Louvre gehört (Schefold, Bildnisse a. O. 67, 1). Aber diese Repliken weichen so sehr untereinander ab, daß es wohl möglich war, sie schon in der Römerzeit für Idealbildnisse wie das des Miltiades zu verwenden, von dem man kein echtes griechisches Vorbild besaß. Ein echtes griechisches Miltiadesbildnis könnte man sich jedenfalls kaum ohne Helm denken.

Das Tarentinerweihgeschenk des Hageladas in Delphi rekonstruiert P. de La Coste Messelière (522–532) und betont gegen Hampes Zurückführung des Wagenlenkers von Delphi auf Sotades, daß die Sotadessignatur nicht zum Wagenlenker gehört. Damit wird die Zuschreibung an Aigina möglich (Schefold, Orient 115). – Die Darstellung des Galopps am Parthenonfries wird nach R. Lefort des Ylouses (594–606) mit blinder Einstimmigkeit naturwahr genannt, obwohl sie eine kunstvolle Stilisierung ist, eine Verbindung des versammelten mit dem gestreckten Galopp, die allein die gewünschte dichte Füllung des Frieses erlaubte. – Der Telephoskrater des frühen vierten Jahrhunderts in Berlin zeigt nach H. Metzger (746–751) den Einfluß des Euripides. – Ein feiner Nachklang spätklassischer Malerei um 350, ein Pränestiner Spiegel aus Anzio stellt nach A. Dessene (309–315) nicht

Leda, sondern Aphrodite mit dem Schwan dar, ein korinthischer Erzspiegel um 330 den Kampf von Achill und Telephos (?) nach G. Oikonomos (770–786). – Als Ergänzung der Publikation gibt G. P. Stevens sein *Model of the Monument of the Lion of Amphipolis* (993–995). Lawrences Erklärung der bekannten Pliniusstelle (34, 19, die Kunst habe 296 aufgehört und sei 156 wieder aufgeblüht) aus klassizistischer Theorie (581–585) ist nicht so neu wie er meint; A. Rumpf gibt sie bei Gercke-Norden, *Einleitung in die Altertumswissenschaft* 2, 3 (4. Aufl. 1931), 73, als selbstverständlich; vgl. auch H. Jucker, *Vom Verhältnis der Römer zur bildenden Kunst der Griechen* (Frankfurt 1950), 69. – Mit der Künstlergeschichte beschäftigen sich J. Marcadé, *Pathénoklès d'Athènes* (688–699) und R. Martin, *Une signature de Praxias à Thasos* (705–715). P. Lévêque erfüllt ein altes Desirat mit einer genauen Beschreibung der Friese des Aemilius Paullus in Delphi (633–643). – J. Colin veröffentlicht Stuckmasken von Mumien (207–223). – Henri Van Effenterre bespricht mit guten Aufnahmen kleine kretische Burgen, deren eine reizvolle Graffiti und Skizzen der hellenistischen Besatzung trägt (1033–1046).

Unter den philologischen und epigraphischen Aufsätzen seien hervorgehoben F. Chamoux' Interpretation von Pindar Pyth. 5, 82–88 (154–161), W. Vollgraffs Erklärung von Theokrits Syrakusanerinnen 101 als Anspielung auf eine Statue der Aphrodite, die nach ihrem goldenen Geschmeide greift (1075–1087), und F. Vians Rekonstruktion von Apollodors Untersuchung über den Panathenäenpeplos (1060–1064). Mehrere Arbeiten gelten griechischen Festen; so suchte nach S. Eitrem (352–359) die eleusinische Priesterschaft den Asklepioskult zu assimilieren durch Einführung des Fasttages der Epidauria in die großen Mysterien. – Fackelläufer aus Thasos behandelt J. Pouilloux (847–857); vgl. dazu jetzt N. Yalouris, *Athena als Herrin der Pferde* (Mus. Helv. 7 [1950], 29). – R. Schilling erklärt Martial 3, 68, 8 als Anspielung auf die Arrhephoren. – Die Geschichte der Form der antiken Schiffe behandeln P. M. Duval (338)351) und J. Le Gall (607–617).

Auch die Beiträge zum Thema Rom gelten mehr der Bedeutung als der Form und Geschichte der römischen Kunst. K. Schefold referiert und ergänzt sein noch nicht erschienenes Buch über den Sinn der römischen Malerei (936–945): symbolisch ist nicht nur die Grabkunst, sondern das ganze römische Leben ist von Unsterblichkeitsvorstellungen erfüllt. Deshalb fordert G. Ch. Picard mit Recht Rev. Arch. 1949 II, 145, man müsse eine entsprechende Untersuchung auch den Mosaiken widmen, und deshalb tragen auch römische Betten die Weihe dionysischen Schmuckes; vgl. R. Thouvenot, *Buste-applique trouvé à Volubilis* (1000–1007) und A. Merlin und L. Poinssot, die den typologischen Zusammenhang und Symbolismus von Zirkusmosaiken besprechen (732–745). Für das Verständnis dieser Dinge muß man die römischen Dichter ernst genug nehmen; so zeigt J. Perret den echten religiösen Gehalt von Vergils Polytheismus (793–802); P. Grimal bezieht die fünfte Ekloge auf die Apotheose Cäsars und datiert sie 42, als Cäsars Geburtstag zum öffentlichen Fest erhoben wurde (406–419). Man muß aber auch mit der Barbarei rechnen, die sich unter der klassizistischen Fassade verbirgt; das betont M. P. Nilsson bei der Besprechung von Vincentius' Grabkammer in der Prätextatkatakombe, einem Nachfahren Trimalchios (764–769). – A. Roes geht dem Ursprung der Vorstellung des vom Adler zur Sonne getragenen Toten nach (881–891). W. Déonna stellt die an eine Säule angebundenen Löwen auf Kapitellen der Genfer Kathedrale in die alte orientalisch-ägäische Tradition der Bilder gebändigter Dämonen (289–308).

Zur Geschichte des römischen Kuppelbaus macht C. C. van Essen nützliche Bemerkungen (1047–1059); J. Formigé führt den Nachweis, daß die Theater von Arles, Orange, Vienne und Vaison augusteisch sind (um 15); freilich gibt er keine Baugeschichte. Hochwichtig ist der Fund eines Tempels in Vienne, der in der Achse des Theaters den Zuschauerraum überragte, wie im Pompeiustheater (382–386). – Dagegen kann man gegen J. B. Waces Versuch, den Brutus als Werk der Renaissance zu erweisen, nur an den grundlegenden meisterhaften Aufsatz von G. von Kaschnitz-Weinberg erinnern (Römische Mitteilungen 41 [1926]); und gegen den Versuch, die Tondi des Konstantinsbogens domitianisch zu nennen, an J. Sieveking, *Das römische Relief* (Festschrift Arnst, München 1925). – Die Deutung des Grand Camée de France durch Poulsen und Byvanck unterstützt J. Charbonneaux durch Detailaufnahmen und Argumente (170–186).

Die 'iberische' Keramik Südfrankreichs ist aus analogem Kontakt mit griechischen Vorbildern wie in Spanien, nicht aus Einwanderung von dort zu erklären, wenn auch Handel, vor allem mit Metallgegenständen, sicher ist (J. Jannoray 448–462). – R. Lantier behandelt anläßlich eines Neufundes polykletische Statuetten der Römerzeit (554–560), J. J. Hatt Entlehnungen hellenistischer Goldschmiedemotive in gallorömischer Keramik (426–434), E. Mâle Wandmosaiken gallischer Kirchen justinianischer Zeit, die literarisch überliefert sind (682–687), E. Salin sächsische oder angelsächsische Spuren im merovingischen Gallien (917–925). K. Schefold.

L. E. Lord: **A History of the American School of Classical Studies in Athens 1882–1942.** An Intercollegiate Project. Harvard University Press, Cambridge Mass. 1947.

In vier Kapiteln wird die Geschichte des Instituts geschildert, fast ebenso umfangreich sind die sechs Appendices mit Listen seiner Ausgrabungen, Veröffentlichungen, Fonds, Direktoren, Mitarbeiter und Schüler, ergänzt durch 44 Tafeln und zwei Pläne der Ausgrabungen von Korinth und dem Markt von Athen. Amüsant ist im zweiten Appendix Walter Millers Erzählung: Er wollte 1886 nach Nordgriechenland, wanderte von Rhamnus nach Aulis, als er von zwei griechischen Weggenossen ausgeraubt wurde. Mit Mühe kam er nach Athen zurück und erwirkte mit großen Schwierigkeiten vom Außenminister, daß ihm ein Kavalleriedetachement zur Verfügung gestellt wurde, mit dem er sofort in die Gegend ausrückte, wo er die Heimat der Burschen vermutete und diese noch am gleichen Tag erwischte.

Abgesehen von dieser köstlichen Dreingabe hat das Buch mehr inneramerikanisches Interesse. Man wundert sich, warum Homer Thompson und seine Mitarbeiter bei der Ausgrabung der Agora, D. Burr Thompson, L. Talcott, M. Crosby, E. Van der Pool, R. S. Young nicht mehr hervorgehoben sind, obwohl Thompson die Ausgrabung zu der wissenschaftlich bei weitem bedeutendsten Unternehmung der amerikanischen Schule gemacht hat; er hat Ähnliches geleistet wie Kübler für den Kerameikos oder Buschor für Samos, nämlich erst die eigentlichen Früchte des Unternehmens zugänglich gemacht. K. Schefold.

Ampurias. Revista de Arqueología y Etnología vol. VII/VIII. Consejo Superior de Investigaciónes Científicas. Barcelona 1945/46.

Der vorliegende Band enthält an Abhandlungen, die das klassische Altertum unmittelbar angehen, eine anregende Studie des um die Erschließung des antiken Spanien so verdienten Adolf Schulten, *Las Islas de los Bienaventurados* (S. 1–22). Nach einleitenden Bemerkungen zur Geschichte und Bedeutungsentwicklung des Motivs der Inseln der Seligen in der griechisch-römischen Mythologie und Literatur wird der reale geographische Hintergrund der verschiedenen utopischen Inseln und Inselreiche von Homer über Platon bis zu den Römern untersucht. Nachdem sie schon seit Homer durchwegs im westlichen Ozean lokalisiert worden seien, erfolge bei Timaios und Poseidonios die für die Folgezeiten gültige Identifizierung der Insulae Fortunatorum mit Madeira, die sich bis in topographische Einzelheiten nachweisen lassen, während die Hesperideninseln mit der Kanarischen Gruppe gleichzusetzen seien. Der historische Hintergrund der sagenhaften Atlantis dagegen sei, wie Schulten bereits in seinem Buch *Tartessos* (Hamburg 1922[1], Madrid 1945[2]) dargelegt hat, das Tartessosreich im Südwesten der iberischen Halbinsel, die Weiterbildung davon die Vorstellung eines Kontinents «an der anderen Seite des Ozeans», die ebenfalls schon bei Platon auftaucht (*Tim.* 24) und über Theopomps *Merope*, Plinius, Plutarch, Strabo, Seneca sich als Glaube bis auf Columbus forterbt, der die bekannte Prophezeiung Senecas (*Med.* 375), künftige Geschlechter würden noch große neue Welten entdecken, als Geleitwort in sein Plinius-Exemplar eintrug.

Von Pío Beltrán bringt der gleiche Band eine eingehende und vielseitige Untersuchung über die griechischen Münzen von Ampurias (Emporion) an der nordkatalanischen Küste: *Las monedas griegas Ampuritanas de Puig Castellar* (S. 277–320, mit Bibliographie). Ausgehend vom neuen Münzfund in der iberischen Siedlung Puig Castellar gelangt der Verf. zu einer genaueren Sichtung der reichen Münzbestände aus den griechischen Kolonien Emporion und Rhode (Rosas); neues Licht fällt dabei auf die Bedeutung dieser beiden Städte für die Stellung der Griechen in Spanien und im westlichen Mittelmeer vom 5. vorchristlichen Jahrhundert bis in die römische Kaiserzeit hinein. Die Studie bildet eine willkommene Ergänzung zu den jüngst erschienenen vortrefflichen Darstellungen des griechischen Spanien durch A. García y Bellido im dreibändigen Werk *Hispania Graeca* (Barcelona 1948) und im ersten Band der monumentalen *Ars Hispaniae* (Madrid 1948). M. Puelma.

Robert Wilde: **The treatment of the jews in the greek christian writers of the first three centuries.** The Catholic University of America, Patristic Studies vol. LXXXI. Diss. Washington 1949. 239 S.

Als Einleitung zu dem im Titel angezeigten Thema gibt der Verfasser zuerst einen Überblick über die Beziehungen der Juden zur heidnisch-antiken Umwelt, besonders der hellenistisch-römischen Epoche. Auf diesem historischen Hintergrund werden anschließend in systematisch chronologischer Reihenfolge die Zeugnisse der profanen griechischen Literatur über das Judentum, von Theophrast bis Porphyrius, knapp dargestellt, im folgenden Hauptteil die entsprechenden Äußerungen der christlichen griechischen Schriftsteller. Ziel

des Verfassers ist es, Grundzüge und Wandel der Einstellung zu Wesen und Einrichtungen der Juden im antiken und namentlich im patristischen Denken hervortreten zu lassen. Während die Haltung der heidnischen Autoren hauptsächlich von sozial-politischen Gesichtspunkten bestimmt, das Judentum als religiös-philosophisches Phänomen nie recht ernst genommen worden sei, bilde bei den christlichen Autoren der ersten drei Jahrhunderte die Auseinandersetzung mit dem Jüdischen ein zentrales theologisches Problem. Die traditionelle polemische Einstellung, die die christlichen Kritiker von den heidnischen erben, erscheine auf eine andere, höhere Ebene verlagert. Anerkennenswert ist das Bemühen des Verfassers, gegenüber analogen Darstellungen des gleichen Stoffes nicht so sehr das polemische Element als die positiven Momente in der ersten Auseinandersetzung des Christentums mit dem Judentum aufzuzeigen, mag auch die apologetische Tendenz der Abhandlung, die Kirchenschriftsteller von jedem Vorwurf antijüdischer Voreingenommenheit zu befreien, oft allzu deutlich in Erscheinung treten. M. Puelma.

Peter Katz: **Philo's Bible.** The aberrant text of Bible quotations in some Philonic writings and its place in the textual history of the Greek Bible. University Press, Cambridge 1950. XII + 161 S.

Die Arbeit an den griechischen Übersetzungen des alten Testamentes, d. h. an der Septuaginta und ihren spätern Konkurrentinnen, erfordert eine vielseitige Vorbildung: sehr genaue Kenntnis der hebräischen (und aramäischen) Sprache und ihrer geschichtlichen Entwicklung, und ebenso der griechischen Sprache, besonders ihrer hellenistischen Form, sodann völlige Beherrschung der Methoden der Gruppierung und Beurteilung überreichlicher handschriftlicher Varianten, größtes Verständnis für die Schwierigkeiten und technischen Möglichkeiten einer Übersetzung, und schließlich theologische Schulung. Der Verfasser des vorliegenden Buchs, Pfarrer Dr. Peter Katz, hat den seltenen Vorzug, diese Eigenschaften in sich zu vereinigen, und dazu den Vorteil, nach einer frühern Tätigkeit am Göttinger Septuaginta-Unternehmen in Cambridge zu wohnen, das schon lange der Spezialforschung über die Septuaginta einen festen Studiensitz und eine ausgezeichnete Publikationsmöglichkeit bietet.

Als Septuagintaforscher hat sich Katz durch Besprechungen und zuletzt durch einen in der Theologischen Zeitschrift (5 [1949], 1–24) veröffentlichten Basler Vortrag *Das Problem des Urtextes der Septuaginta* ausgewiesen. Das vorliegende Buch soll den zweiten Teil eines größern Werks über den Text der Septuaginta bilden; der erste über die grammatischen Verderbnisse in der Septuaginta ist druckbereit, ein dritter über graphische und Rezensionsvarianten in Vorbereitung. Wie sich der vorliegende zweite in diesen Plan einfügt, sagt deutlich der Untertitel.

Die Fragen, die hier aufgeworfen und beantwortet werden, sind folgende: 1. Wie verhalten sich die zahlreichen Abweichungen der alttestamentlichen Zitate Philos vom Septuagintatext zur Erklärung, die Philo von den zitierten Versen gibt? 2. Welcher Art sind die Abweichungen, welches sind ihre Ursachen und Motive? 3. Woher stammt der zitierte Text, wenn er mit dem besten Septuagintatext nicht übereinstimmt? Wie verhält er sich zu den bekannten Textrezensionen der Septuaginta, besonders der hexaplarischen und lukianischen?

Diese Fragen werden zunächst (S. 5–92) an vielen Einzelstellen aus 13 Schriften Philos aufs genaueste untersucht; dann werden die Ergebnisse zusammengefaßt (S. 93–121, besonders 114–121). Es sind folgende: Die schlechteren Philohandschriften stellen eine besondere Rezension der Septuaginta dar (es handelt sich um Stellen der Genesis); diese stimmt überein mit der Rezension *R*, die Alfred Rahlfs für den Septuagintatext des kleinen Buches Ruth festgestellt hatte[1]. Über den Charakter dieser Rezension äußert sich Rahlfs zusammenfassend in seiner Ausgabe *Das Buch Ruth griechisch* (Stuttgart 1922) so: «Besonders einflußreich und in vielen Fällen geradezu zu einer Art Vulgärtext geworden ist im Buche Ruth eine Rezension unbekannter Herkunft, die ich mit der Sigel «$\mathfrak{R}$» bezeichne. Ihr Hauptcharakteristikum bilden zahlreiche Korrekturen nach dem Hebräischen, die sich z. T. gerade an solchen Stellen finden, wo Origenes den alten LXX-Text unverändert beibehalten hatte ... Da die altlateinische und die armenische Übersetzung von $\mathfrak{R}$ beeinflußt sind, kann $\mathfrak{R}$ nicht wohl jünger als das IV. Jahrh. sein» (S. 14). Entsprechend kennzeichnet Katz die von ihm erschlossene Rezension so: «In brief it was the striving for quantitative identitiy with $\mathfrak{M}$ (= hebr., masoret. Text), a meticulous assimilation to the manners of Hebrew syntax, and a rigidity shown in the selection of equivalents for Hebrew vocables, nouns, pronouns, and verbs alike, aspects which are all in close approximation to, and often identity with, Aquila» (S. 116). Daß solche Lesarten im Widerspruch zu Philos

[1] Mitteilungen des Sept.-Unt. III 2 = Gött. Nachr. 1922, S. 47–164.

Exegese in den Philotext hineingeraten sind, kommt daher, daß ein Textredaktor an den Stellen, wo das Septuagintazitat (das Lemma) ausgefallen war, dieses aus jener späten Septuagintarezension eingetragen hat. Es gelingt Katz auch, die geistige Haltung des Interpolators (den «Sitz im Leben», wie er sagt) festzulegen: die antiochenische Richtung der Bibelphilologie und -exegese, die auf Genauigkeit der Einzelauslegung ausgeht wie die andern griechischen Übersetzungen des AT (vor allem Aquila, aber auch Symmachus und Theodotion), im Gegensatz zur idealistischen alexandrinischen, von Clemens von Alexandria und Origenes vertretenen Richtung. Auch damit wird diese Rezension als nachorigenistisch erwiesen, d. h. zeitlich frühestens in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts und örtlich außerhalb von Alexandria, d. h. etwa nach Syrien oder Palästina, versetzt.

An diese zwei Hauptteile schließt sich ein dritter (S. 123–138), in dem frühere ähnliche Bemühungen mit gerechter Berücksichtigung ihrer viel schlechtern Hilfsmittel gewürdigt werden, sowie einige Anhänge (S. 139–160) grammatischer Art (Plur. *οὐρανοί*; «Heer des Himmels»; Neutra als Apposition zu Mask.; *θεέ*; *ἤδε* = ber. *hinneh* («siehe da»); *Αβρα(α)μ* und *Σαρ(ρ)α*; *μαρυκᾶσθαι*; *γρήγορσις*?; *καμμύω*?). Den Schluß bildet ein Verzeichnis der emendierten Stellen (S. 161).

Als Musterbeispiel für die Forschungsweise des Verfassers diene die Behandlung des Vokativs *θεέ* in der Septuaginta und bei Philo (S. 59f. und 152f.). In Philos Schrift *Quis rerum divinarum heres* wird zweimal aus der Septuaginta der Vokativ *δέσποτα* zitiert: § 2 (III 1 C.–W.) = Sept. Gen. 15, 2 (wiederholt und erklärt in § 22, III 6f.) und *δέσποτα κύριε* § 100 (III 23 C.–W.). Aber an der zweiten Philostelle ist *δέσποτα* nur die Lesart des Papyrus, während alle Handschriften *κύριε θεέ* haben; dieses *θεέ* steht aber auch Gen. 15, 8 in den Minuskeln 19 und 314. Der hebräische (masoretische) Text liest *adonai jahweh*. Die ursprüngliche Lesung der Sept. war sicher an beiden Stellen einfach *δέσποτα* = *adonai* und so auch die Philos an beiden Stellen. Aber aus späterer, mit dem masoretischen Text ausgleichender Überlieferung (d. h. aus der Hexapla des Origenes) drang *κύριε* = *jahweh* ein (in unsern Handschriften Gen. 15, 2 nur in wenigen späten, 15, 8 in allen); aus einer andern Rezension mit derselben Tendenz stammt das *θεέ* der zwei Minuskeln (12. und 13. Jahrhundert) = *elohim*, wie (neben *adonai* = *κύριε*) an Stelle des tabuierten *Jahweh* gelesen wurde[2].

Dieses Beispiel mag einen Begriff geben von der äußerst verwickelten Lage der Überlieferung und damit von den Schwierigkeiten der von Katz durchgeführten Untersuchungen, aber auch von der Wichtigkeit der Ergebnisse. Das letzte Ziel solcher mühsamer und entsagungsreicher Forschung ist die Wiederherstellung des ältesten Textes der Septuaginta und damit die Gewinnung einer sichern Grundlage für die Fruchtbarmachung der Sept. für die Textgeschichte des hebräischen alten Testaments. Hier ist noch Aufgabe für Generationen; von Katz aber erwarten wir weitere beträchtliche Fortschritte nach dieser Richtung! A. Debrunner.

Alb. van den Daele, S. J.: **Indices Pseudo-Dionysiani.** 3e Série, 3e Fascicule. Recueil de Travaux d'Histoire et de Philologie. Bibliothèque de l'Université, Louvain 1941.

Das Werk enthält drei Verzeichnisse. Das Wortverzeichnis gibt den ganzen Wortschatz des pseudodionysianischen Schrifttums wieder. Das zweite Verzeichnis bietet die Eigennamen, das dritte in dreifacher Teilung die alt- und neutestamentlichen Stellen und die seltenen ausdrücklichen Zitate anderer Autoren. – In allen drei Verzeichnissen wird auch angegeben, wo (d. h. in welchen Schriften des Pseudo-Dionysius) und wie oft die Worte bzw. Stellen oder Namen vorkommen (Präpositionen und Partikeln werden mit dem Vermerk 'passim' bloß genannt; in seltenen Fällen heißt es auch etwa bei einem anderen Wort 'et aliq. alibi'). Der genaue Standort in dem in der Migneschen Patrologie gebotenen Text – dem unveränderten Abdruck der Ausgabe von Balthasar Corderius – wird unter Zuhilfenahme der Spaltenunterteilung mit den Buchstaben A–D nachgewiesen. – Der Druck ist klar und übersichtlich; er scheint sehr sorgfältig korrigiert zu sein, denn bei einer großen Zahl von Stichproben sind mir nur zwei Fehler aufgefallen: S. 30 *ἀπορέω* ist die erste Stelle (144D) wohl versehentlich wegen des auch vorkommenden *ἀπορρέω* hineingeraten (Manuskriptfehler?) und S. 136 zu *τρίς* sollte es heißen: EH. 396 $B_4C_2D_2$. D. Lerch.

W. Bauer: **Griechisch-deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testamentes und der übrigen urchristlichen Literatur.** 4., völlig neu bearbeitete Aufl. Lieferung 1 bis 3. Verlag A. Töpelmann, Berlin W 35 1949/50. Jede Lieferung umfaßt 10 Bogen zu 160 Spalten Lexikonformat. Preis je DM. 4.–.

Der Wortschatz der urchristlichen Literatur bedarf aus einem doppelten Grunde einer besonderen lexikographischen Bearbeitung: es handelt sich hier um ein in sich geschlossenes

[2] Über die Form *θεέ* s. Blass-Debrunner, *Gramm. des nt. Griech.* 7 § 44, 2. 147, 3.

Schrifttum, das bei aller Zugehörigkeit zum hellenistischen Sprachbereich doch eine Sprachform aufweist, die durch den Zusammenhang mit der Sprache des Diasporajudentums und durch die schöpferische Kraft einer neuen religiösen Wirklichkeit einen ganz besonderen Charakter trägt; und dieses Schrifttum bildet in seinen Hauptbestandteilen, dem neutestamentlichen Kanon, ein Dokument, das durch seine Wertung als Glaubensnorm der christlichen Kirchen über eine nur geschichtliche Bedeutung weit herausgehoben ist. Mit diesem doppelten Grund für eine gesonderte lexikographische Bearbeitung der urchristlichen Sprache ist auch eine doppelte Schwierigkeit für die Erfüllung dieser Aufgabe gegeben: der Bearbeiter muß einerseits ein wirklicher Kenner des hellenistischen Griechisch und ganz besonders des Judengriechisch sein, er muß aber andererseits auch die sehr in die Breite gehende Erforschung der urchristlichen Literatur übersehen und darin eine sichere Stellung beziehen. A. Deissmann hatte die Notwendigkeit der Abfassung eines solchen Wörterbuchs auf Grund der neuen Erkenntnisse, die Papyri und Inschriften ermöglichten, schon zu Beginn unseres Jahrhunderts betont und Vorarbeiten dazu geleistet, war aber zu einer Durchführung der Aufgabe nicht gekommen. Als nun 1928 der durch seine historischen und exegetischen Arbeiten wohl bekannte Göttinger Neutestamentler Walter Bauer das völlig unbrauchbare Wörterbuch von E. Preuschen in völlig neuer Bearbeitung in 2. Auflage erscheinen ließ, konnte sofort kein Zweifel darüber bestehen, daß die Forderung Deissmanns hier eine vorzügliche Erfüllung gefunden habe. W. Bauer, der sich nur ungern zur Übernahme dieser lexikographischen Arbeit hatte bewegen lassen, betrachtete sein Wörterbuch aber nur als einen ersten Versuch und arbeitete unermüdlich an der Verbesserung seines Werkes weiter. Nachdem 1937 eine 3. Auflage erschienen war, die nun auch schon lange vergriffen ist, hat vor kurzem die 4. Auflage zu erscheinen begonnen, von deren geplanten 10 Lieferungen bereits drei vorliegen, die in Druck und Ausstattung allen berechtigten Ansprüchen gerecht werden und im Preise erfreulich niedrig gehalten werden konnten.

Bauers Wörterbuch ist in doppelter Hinsicht von andern Spezialwörterbüchern unterschieden. Es bietet nicht nur den gesamten Sprachschatz der urchristlichen Literatur bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts vollständig dar, und zwar bei der großen Mehrzahl der Wörter mit allen vorkommenden Stellen, sondern es vermittelt auch zugleich das Material zur selbständigen Beurteilung dieses Sprachgutes. Es werden darum auf der einen Seite zu jedem Wort kurze Angaben über sein Alter und Vorkommen im griechischen Sprachbereich gemacht, und es wird dann zu jeder Einzelbedeutung eines Wortes eine reiche Zahl von Belegen aus dem gesamten Griechisch und besonders aus dem hellenistischen Sprachbereich hinzugefügt. Und gerade hier bedeutet die neue Auflage eine entscheidende Verbesserung der vorhergehenden. Bauer hat durch umfassende eigene Lektüre der gesamten hellenistischen Literatur und durch Heranziehung aller neu veröffentlichten griechischen Texte die Belegstellen so erheblich vermehrt, daß kaum ein Artikel unverändert geblieben ist (in den drei ersten Lieferungen sind aus 440 Spalten deren 480 geworden). Ganz besonders findet man aus dem durch keinerlei ausreichende Indices zugänglichen jüdisch-griechischen Schrifttum und aus den Inschriften und Papyri eine Fülle von neuen Belegen angeführt, und aus diesem Grunde wird das Wörterbuch auch dem Altertumswissenschaftler überhaupt wertvolle Hilfe leisten können. Bauers Wörterbuch ordnet aber auf der anderen Seite den Sprachgebrauch eines Wortes an einer bestimmten Stelle nicht einfach dort ein, wo es dem Lexikographen richtig zu sein scheint, sondern es breitet vor dem Leser bei allen strittigen Fällen die verschiedenen Möglichkeiten der Übersetzung oder Deutung aus und gibt ihm durch Angabe der wichtigsten Vertreter der verschiedenen Auffassungen die Möglichkeit zu eigener Nachprüfung oder Entscheidung. Und er bietet darüber hinaus zu allen historischen Namen und Begriffen ebenso wie zu allen theologisch oder begriffsgeschichtlich wichtigen Vorstellungen eine bis in die neueste Zeit ergänzte Bibliographie, die dem Leser ohne weiteres eine Kenntnisnahme der mit einem bestimmten Wort oder Begriff gegebenen Probleme ermöglicht. So finden sich etwa, um nur zwei beliebige Beispiele zu nennen, zu dem in seiner Deutung noch immer völlig ungesicherten *οὐχ ἁρπαγμὸν ἡγήσατο τὸ εἶναι ἴσα θεῷ* (von Christus gesagt, Phil. 2, 6) alle sprachlichen Möglichkeiten mit deren wichtigsten Belegen angeführt, worauf eine Zusammenstellung aller wichtigen neueren Spezialarbeiten zu der Frage folgt; in dem Artikel *βαπτίζω* aber findet man sowohl die Literatur zur Taufe Jesu wie zur ältesten Taufformel, zur sog. Viakariatstaufe wie zur Taufe im Urchristentum überhaupt verzeichnet.

Es ist selbstverständlich, daß bei einem Werk von diesem Umfang jeder Benutzer da und dort anders entscheiden würde oder auch da oder dort eine Literaturangabe vermißt. Aber man kann ohne jede Übertreibung sagen, daß sich solche Wünsche schon bisher ausserordentlich selten geregt haben und daß die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit des Werkes über jedes Lob erhaben ist. Man möchte darum nur wünschen, daß das Werk, dessen

Manuskript vollendet ist, rasch fertiggestellt werden kann, und daß viele sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ein so wertvolles Hilfsmittel sich durch Subskription zu erwerben.

W. G. Kümmel.

Jakob Philipp Fallmerayer: **Hagion-Oros oder der Heilige Berg Athos.** Mit einem Nachwort von Franz Dölger. Thomas Morus Presse (Verlag Herder), Wien 1949. 163 S.

Die wissenschaftliche Expedition, die der Münchner Byzantinist Franz Dölger im Jahre 1941 mit Unterstützung der deutschen Wehrmacht nach dem Athos unternahm, zeitigte bis heute m. W. drei sehr ungleiche Publikationen: 1948 erschien die Sammlung von 115 Urkunden und 50 Urkundensiegeln aus 10 Jahrhunderten, die Dölger unter dem Titel *Aus den Schatzkammern des Heiligen Berges* im Auftrag der Bayrischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben und glänzend kommentiert hat (Text- und Tafelband, Münchner Verlag). Viel bescheidenere Ziele verfolgt der schön bebilderte Band *Mönchsland Athos* von Dölger und mehreren Mitarbeitern, der zwar in Text und einzelnen Tafeln allzusehr die Zeichen der Kriegszeit aufweist, sonst aber am leichtesten Anschauung und Verständnis für das Phänomen «Athos» vermitteln kann (F. Bruckmann, München 1942). An dritter Stelle ist das zur Besprechung vorliegende Bändchen zu nennen.

Daß Dölger die vor mehr als hundert Jahren in der Allgemeinen Augsburger Zeitung erschienenen Artikel des damals berühmten und berüchtigten Verfassers der *Geschichte des Kaisertums von Trapezunt* (1827) und der *Geschichte der Halbinsel Morea im Mittelalter* (1930/36) neu herausgegeben und mit einem unentbehrlichen Nachwort versehen hat, ist durchaus begrüßenswert; denn einmal interessieren die Schicksale Jakob Philipp Fallmerayers und seine historischen Thesen heute, da wir die von ihm vorausgesehene Bedrohung durch den Osten erleben, in erhöhtem Maße (vgl. Allg. dtsche. Biogr. Bd. 6); dann bilden die Beschreibungen des Athos, die nach einer 1840 unternommenen Orientreise niedergeschrieben wurden, wie Dölger betont, «die bis in die neueste Zeit einzige gültige deutsche Darstellung».

Fallmerayer erzählt seinen Besuch auf dem heiligen Berg außerordentlich lebendig. Begeistert spricht er von den Naturschönheiten, mit Verständnis beschreibt er die verschiedenen Klöster und Klausen und geschickt läßt er die Entwicklung vom frühen Eremitentum über die entscheidende Gründung eines Großklosters durch den hl. Athanasios in der Mitte des 10. Jahrhunderts bis zur Mannigfaltigkeit der späteren, stark abgestuften Formen mönchischen Lebens klar werden. Selbst wenn Einzelheiten sich heute geändert haben – Dölger rückt in seinem Nachwort einiges behutsam zurecht – so bleiben doch die Grundlinien unangetastet; der Einfluß des Athos, seine Ausstrahlung, hat sicher abgenommen, er ist zum «musealen Prunkstück der Orthodoxie» geworden. Wer für solches Prunkstück Sinn und Neigung hat, wird gern zu unserem Büchlein greifen.

F. Busigny.

Constantine Porphyrogenitus De administrando imperio. Griechischer Text hg. von *Gyula Moravcsik*, englische Übertragung von R. J. H. Jenkins. Etudes Oungro-helléniques 29. Budapest 1949. 347 S.

Die Aufzeichnungen, die der byzantinische Kaiser Konstantinos VII. Porphyrogenetos (905–959), gestützt auf ausgedehnte eigene Studien und zahlreiche Gesandtschafts- und Beamtenberichte, für seinen Sohn Romanos niedergeschrieben hat, um ihm damit einen reichen Schatz des Wissens vor allem für die Führung der Außenpolitik zur Verfügung zu stellen, gehören mit ihrer Fülle der allerverschiedensten Nachrichten besonders über die das byzantinische Reich umgebende Welt zu den wichtigsten Werken der byzantinischen Literatur und interessieren durchaus nicht nur den Historiker der byzantinischen Zeit und des Mittelalters überhaupt, sondern bieten auch für mancherlei andere Interessen reiches Material. Diese Aufzeichnungen waren rein vertraulich und nicht für die Veröffentlichung bestimmt, und sie sind auch in byzantinischer Zeit nicht veröffentlicht worden. Unsere Kenntnis beruht auf einer Abschrift, die der Sekretär des Caesar Johannes Dukas (ca. 1059 bis 1081) angefertigt hat. Eine Abschrift dieses nicht erhaltenen Textes ist der cod. Parisinus Gr. 2009 (P), geschrieben im Jahre 1509 von Antonios Eparchos wahrscheinlich in Korfu. Daneben existieren heute noch drei weitere Handschriften (V, F und M), die aber nur Abschriften von P sind (V und M; F ist Abschrift von V). Eine heutigen Ansprüchen genügende Ausgabe dieses wichtigen Buches existierte bisher nicht. Die gedruckte Erstausgabe des Meursius von 1611, von der auch der heute übliche Titel des Werkes stammt, beruhte auf V, die folgende von Banduri (1711) zog zwar die V zugrundeliegende Handschrift P zur Korrektur heran, aber nicht in genügendem Maße, und dem gewöhnlich benutzten Text von Imm. Bekker in dem Bonner Corpus der byzantinischen Historiker liegen nur diese gedruckten Ausgaben, aber keine Handschriftenkollationen zugrunde. Alle Aus-

gaben enthalten nicht wenig Fehler wie übrigens auch schon P selber. So ist eine zuverlässige auf P gestellte kritische Ausgabe dieses Textes eine wirklich verdienstliche und dankbar zu begrüßende Leistung. Es war ein eigenartiger Zufall, daß gleichzeitig J. Moravcsik in Budapest an dieser texkritischen Neuausgabe und R. J. H. Jenkins in London an einer englischen Übersetzung arbeiteten, und es ist ein schönes Beispiel selbstloser wissenschaftlicher Zusammenarbeit, daß beide, als sie davon erfuhren, ihre Arbeit sorgfältig koordinierten und nun gemeinsam herausgaben.

In einer Einleitung spricht zunächst Jenkins über Persönlichkeit und Werk des gelehrten Kaisers, dann gibt Moravcsik eine sorgfältige und erschöpfende Beschreibung und Charakterisierung der Handschriften und bisherigen Ausgaben des Werkes. In der Textausgabe sind griechischer Text links und englische Übersetzung rechts einander gegenübergestellt, unter dem Text sind, mit F(ontes) bezeichnet, reiche Hinweise auf die der Darstellung des Konstantinos zugrundeliegenden Quellen und die Nebenüberlieferung gegeben, dazu mit V(ariae lectiones et coniecturae) gekennzeichnet der textkritische Apparat. Ausführliche Indices erschließen den Text in sachlicher, sprachlicher und literarischer Beziehung (Index der Eigennamen, bemerkenswerte Worte, grammatische Erscheinungen und Besonderheiten, Quellen und Parallelstellen, Inhaltsangabe der Kapitel des Werks). Das Ganze ist ein Musterbeispiel einer sorgfältigen und vorbildlichen Textausgabe, die alles Lob verdient.

Ernst Meyer.

Philippi Callimachi Rhetorica ed. *Casimirus Felix Kumaniecki*. Auctarium Maeandreum, Vol. I, Editum Auxilio Praesidii Consilii Ministrorum. Warschau 1950. 8⁰. XX + 110 S., 14 Tafeln mit Facsimilia.

Schicksal von Verfasser und Werk sind gleich abenteuerlich. Der Autor, Filippo Buonaccorsi aus Florenz, genannt Callimachus, mußte 1468 als Mitglied der zügellosen neuheidnischen Römer «Akademie» bei deren gewaltsamer Auflösung durch Paul II. nach Griechenland fliehen und machte nach verschiedenen Irrfahrten in Polen nicht nur sein Glück als Prinzenerzieher und Hochschullehrer, sondern wirkte auch als erster Vertreter des italienischen Humanismus entscheidend bei der Begründung der großen humanistischen Tradition Polens mit. Unter seinen Schriften wurde die Rhetorik im 16. Jh. als zu schulmäßig nicht der Edition würdig befunden. Das offenbar einzige, vom Verfasser oder mindestens aus seiner nächsten Nähe stammende Manuskript irrte in den folgenden Jahrhunderten in verschiedenen Privat- und Kleinstadtbibliotheken Galiziens umher, wurde im 19. Jh. an einen deutschen Historiker ausgeliehen, nach dessen Tod in einer schlesischen Gymnasialbibliothek begraben, hier 1927 von Kumaniecki aufgespürt, und hat nun endlich – wohl nicht zuletzt wegen der mit dem Aufsuchen verbundenen Anstrengungen – die späte Ehre einer schon äußerlich vorzüglich präsentierenden, aber auch in der Textgestaltung tadellosen Ausgabe gefunden. Sie folgt den modernsten Grundsätzen der Edition neulateinischer Autoren, beläßt mit Recht orthographische Eigenheiten und freie Zitate; grammatikalische Fehler werden teilweise korrigiert, was auf die Annahme des Herausgebers schließen läßt, daß es sich beim Manuskript nicht um ein Autograph, sondern um eine Diktatniederschrift handle. Marginalien und Korrekturen sind genau verzeichnet, ja selbst zur Rubrizierung ausgesparte Initialen als fehlend charakterisiert. Die Testimonien zeigen, in welchem Maße die Schrift abhängig ist von Cicero, Quintilian und humanistischen Vorlagen wie Georgios Trapezuntios. Im ganzen erweist sich das Werk als eine der zahlreichen humanistischen Kompilationen der antiken Rhetorik. Doch hat es Callimachus wohl eher für die Öffentlichkeit und die Nachwelt als zum persönlichen Gebrauch seiner Schüler geschrieben, wie die Nennung seiner Maitresse wahrscheinlich macht. Nicht ohne Neid erfreut sich der westeuropäische Philologe angesichts seiner weit dringenderen Desiderata der prachtvollen Ausgabe, die nicht nur für die Wirkung des Humanismus in Polen lebendiges Zeugnis ablegt, sondern auch die Besonderheit der humanistischen Technik gerade bei dem schulmäßigen Stoff deutlich zu verfolgen erlaubt.

W. Rüegg.

Ein Führer zum Nachleben antiker Autoren in Mittelalter und Renaissance.

Die American Philological Association, die Mediaeval Academy of America und das Committee on Renaissance Studies of the American Council of Learned Societies haben ein Unternehmen in die Wege geleitet, welches ohne Zweifel auch bei uns einem großen Interesse begegnen wird. Es handelt sich um einen Führer zu allen bis 1600 verfaßten, handschriftlich und gedruckt überlieferten lateinischen Übersetzungen griechischer Autoren sowie zu den entsprechenden Kommentaren griechischer und lateinischer antiker Werke (bis 600), wobei für Plato und Aristoteles eine Zusammenarbeit mit dem Corpus Platonicum Medii Aevi und dem Aristoteles Latinus vereinbart wurde. Einstweilen bleiben ausgeschlos-

sen Kommentare zur Bibel sowie zu medizinischen, juristischen und kanonistischen Texten. – Der Führer soll in alphabetischer Ordnung unter dem Namen der antiken Autoren eine chronologische Liste der Übersetzungen oder Kommentare mit kurzen biographischen und bibliographischen Angaben über deren Verfasser, Manuskripte und Ausgaben geben und mit Indices der Verfasser sowie der Incipits und Standorte der Manuskripte versehen werden. Sekretär des Unternehmens, zu dem Mitarbeiter, sei es für ganze Artikel, sei es für einzelne Mitteilungen, auch unter den europäischen Philologen gesucht werden, ist der durch seine Arbeiten über den Neuplatonismus, insbesondere Plotin und Ficino bekannte Philosoph und Philologe Paul Oskar Kristeller, Columbia University, New York 27, N.Y. W. Rüegg.

Gerhard Kleiner: **Die Begegnungen Michelangelos mit der Antike.** Verlag Gebr. Mann, Berlin 1950. 63 S., 24 Abb. auf Tafeln.

Gerhard Kleiner: **Die Inspiration des Dichters.** Kunstwerk und Deutung, Heft 5. Verlag Gebr. Mann, Berlin 1949.

Die beiden Bücher, von denen das zweite ursprünglich das Schlußkapitel des ersten bilden sollte, sind schon 1942 zu einem gewissen Abschluß gekommen, also unabhängig von Arnold von Salis' *Antike und Renaissance* (Erlenbach-Zürich 1947) entstanden. Sie ergänzen dieses Werk in glücklicher Weise. Was Salis für die Hochrenaissance überhaupt nachweist: daß ihr klassischer Charakter nicht auf äußeren Entlehnungen, sondern auf einer inneren Begegnung auf einer verwandten Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes beruht, das zeigt Kleiner insbesondere für Michelangelo und Poussin. Kleinere ahmen Einzelnes nach; Michelangelo erfindet Formen, die in seiner Zeit noch gar nicht bekannten Antiken gleichen, wie der Niobe mit ihrer Tochter (Tafel 18). Aber er kann auch die in seiner Zeit bekannten Antiken so auswendig, daß er souverän mit ihnen schaltet. Unter den vielen neuen Beobachtungen Kleiners sei besonders auf die Übereinstimmung hingewiesen, die er zwischen dem Torso vom Belvedere und dem Giuliano der Medici-Kapelle aufgezeigt hat. Wichtiger ist seine Charakteristik Michelangelos als eines Vollenders hellenistischer Plastik und als zweiten Gipfels der abendländisch-christlichen Plastik, deren erster im dreizehnten Jahrhundert erreicht war.

Wir müssen uns mit diesem Hinweis auf den tiefen Gehalt der beiden bedeutenden Bücher beschränken und möchten nur am Rand bemerken, daß uns die Deutung des Dichters auf dem Relief mit der Apotheose Homers als Kallimachos nicht überzeugt: das Relief ist fast anderthalb Jahrhunderte nach dem Tod des Kallimachos entstanden und bekennt sich mit der Verherrlichung Homers zu einer Dichtungsgattung, von der Kallimachos sich gerade abwandte. – Die Ausstattung der Bücher ist die hervorragende, die man von diesem Verlag gewohnt ist. K. Schefold.